ICIAN u. CHRISTINE SCHERMAN

IM STROMGEBIET DES IRRAWADDY

BIRMA UND SEINE FRAUENWELT



LUCIAN UND CHRISTINE SCHERMAN

IM STROMGEBIET DES IRRAWADDY

BIRMA UND SEINE FRAUENWELT

MIT 65 ORIGINALABBILDUNGEN

VERLAG OSKAR SCHLOSS
MÜNCHEN-NEUBIBERG 1922

Gedruckt und gebunden bei Knorr & Hirth, G. m. b. H., München

---

Dr. F. W. Thomas
als Zeichen treuer Freundschaft zugeeignet
in Erinnerung fördernder Stunden geselligen
und wissenschaftlichen Verkehrs in
glücklicher Vorkriegszeit.

INHALT

VORWORT

Ein für die „Deutsche Revue“ auf Einladung ihres Herausgebers, Herrn Richard Fleischer geschriebener Aufsatz „Frauenleben in Birma“ hat den Anstoß zur vorliegenden Veröffentlichung gegeben. Da er der erläuternden Abbildungen entraten mußte, nahm ich den Vorschlag des opferwilligen Verlegers der „Zeitschrift für Buddhismus“, den wichtigsten Teil der photographischen Belege in eine umfassendere Schilderung der mannigfachen Frauentypen Britisch-Hinterindiens zu verflechten, mit unverhohlener Freude an. Zwar hat die Teuerung, die während der Ausarbeitung und Drucklegung unser Wirtschaftsleben noch unbarmherziger erschütterte als jede vorangehende, zu manchen Abstrichen genötigt, denen leider u. a. der vollwertige Ersatz der Kartenskizze und das im Manuskript fast vollendete Sachregister zum Opfer fielen; aber es ist doch eine stattliche Anzahl völkerkundlich belehrender Platten zur Klischierung gelangt. Ich begrüße dies um so froher, als die Raumnot des Münchener Museums, das die gesamte (mit Schenkungsmitteln erworbene) Ausbeute meiner indischen Expeditionen der Jahre 1910/11 verwahrt, eine zureichende Aufstellung unmöglich macht.

Ein Wort zu Thema und Aufschrift. Daß der durch den geographischen Obertitel umrissene Kreis in einigen Abschnitten überschritten wird, dürfte kaum Anstoß erregen. Was die Heraushebung des Stoffes aus der Gesamtheit der Reiseaufzeichnungen anlangt, so erfolgte sie aus der Überzeugung heraus, daß Frauentracht und Frauenarbeit in Birma eine gesonderte Darlegung ungleich mehr lohnen als man dies von den übrigen Provinzen des indischen Imperiums sagen kann. Alles ist natürlicher, originaler, die Betätigung der Frau zudem selbständiger und weiter reichend. Schon in Assam setzt der auffallende Wechsel ein. Die Völkerschau in Birma ist viel bunter. In Vorderindien beherrschen die lose um den Körper geschlungenen Tücher und die vom Islam ein-

geführte Rock- und Schalmode das Kleiderbild. Leibchen und Jacke treten unter den Hüllen wenig hervor; bei den minder zivilisierten Schichten fehlen sie ganz, und nur selten gibt Farbe und Form der Gewandung einen Anhalt für die Stammeszugehörigkeit. Das ethnische Moment wird vom regionalen überschattet, und so verdichtet sich der Eindruck einer gewissen Gleichförmigkeit und Monotonie. Die Volksgruppen Indochinas hingegen grenzen sich durch Farbe und Musterung der Gewebe scharf ab, und es bietet Anreiz, den Beziehungen und Entlehnungen nachzuspüren.

Die Erkundungen und Sammlungen, von denen die folgenden Seiten Zeugnis ablegen, stützen sich auf vielseitige Hilfe. Zu wärmstem Dank fühle ich mich folgenden Herren verpflichtet: den einheimischen Fürsten der Shan-Staaten Hsawng Hsup,[1]) Hsipaw und Yawnghwe, den Verwaltungsbeamten S. Bazett (Bhamo), Ch. E. Brown (Thamakan), R. Grant Brown (Kindat), J. Carey (Loikaw), Mc Kenna (Mandalay), N. Nepean (Kanpetlet), H. A. Thornton (Lashio), den Mitgliedern der American Baptist Mission W. W. Cochrane (Hsipaw), O. Hanson (Namhkam), A. H. Henderson (Taunggyi), Johnson (Loikaw) und W. H. Roberts (Bhamo), ferner R. C. J. Swinhoe, Taw Sein Ko und U Kyaw Yan in Mandalay, Colonel G. Rippon in Kalaw und Major Orman in Bhamo. Seitens der britischen Behörden habe ich ein Entgegenkommen erfahren, das oft weit über die Durchschnittswirkung amtlicher Empfehlungsschreiben hinausging.

Von dem geistigen Eigentumsrecht an den Reisetagebüchern steht, insbesondere soweit sie über das weibliche Geschlecht bei den besuchten Völkerschaften berichten, meiner Frau ein ansehnlicher Teil zu. Ich habe deshalb auf dem Titel ihren Namen beigefügt trotz des Widerstrebens meiner an Arbeitstreue und Selbstlosigkeit nicht zu überbietenden Partnerin. So erst gibt sich das kleine Buch als das, was es ist: als Niederschlag gemeinsamer Beobachtungen und Studien auf und nach mühe- und genußreichen Indienfahrten, die wir in lieber — nach dem Schrecklichen, was inzwischen über Deutschland hereingebrochen ist, mit tiefer Wehmut gemischter — Erinnerung bewahren.

München, September 1922
Museum für Völkerkunde

L. Scherman

---

[1]) In der Namenschreibung folge ich im allgemeinen den amtlichen Publikationen, besonders dem „Imperial Gazetteer of India.“

I.

Birma, die östlichste Provinz des britisch-indischen Reiches, ist diesem in seiner heutigen Ausdehnung erst seit wenigen Jahrzehnten einverleibt. Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse sowohl wie die Bevölkerung — die mit ihren 12 Millionen knapp $^{1}/_{26}$ des indischen Riesenbesitzes bildet — stehen in beträchtlichem Gegensatz zu den vorderindischen Gebieten. Die geographische Lage des Landes, das im Nordwesten, Norden und Osten von hohen Gebirgen, im Süden und Westen vom Meer umspült ist, schob der Kriegs- und Verkehrstechnik früherer Jahrhunderte einen kräftigen Riegel vor, und deshalb blieb es auch lange vom Welthandel unberührt, zumal es keine Handelsprodukte erzeugte, die den Kauffahrer besonders angelockt hätten. So schufen sich in den hinterindischen Landen Volkscharakter, Kultur und Sitten ihre bodenständige Eigenart, die bis heute noch ein gut Teil ihrer frischen, reizvollen Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Verkehrserschwerung bedeutet aber noch längst keine hermetische Abschließung. Von West und Ost bahnten die Hochkulturen sich den Weg nach den Irrawaddy-Niederungen: von Indien kam mit der ersten missionierenden Weltreligion, dem Buddhismus, eine Welle geistigen Fortschritts; von Osten, aus China, strömten hauptsächlich der Baukunst und dem Handwerk eine Fülle belebender Einflüsse zu. Dies alles, zusammen mit altererbtem heimischen Gut, formte die gerade durch ihren Synkretismus so außerordentlich lehrreiche indochinesische Mischkultur.

Was am auffallendsten das birmanische Volksleben vom vorderindischen unterscheidet, ist das Fehlen des Kastensystems, das mit seinen ausgeklügelten Paragraphen das Hindutum in zahllose Gruppen — die traditionelle Vierzahl hat wohl niemals der Wirklichkeit entsprochen und war schwerlich mehr als eine summarische Theorie — zerlegt. Starre Scheidewände bauen sich zwischen ihnen nach alter Vorschrift, Sitte und Gewöhnung auf und hemmen das Auf-

streben der Niedrigstehenden nicht minder, als sie die freie Bewegung der höheren Kasten durch engherzige Weisungen über den Verkehr mit den unteren Schichten und nichthinduistischen Völkern einengen. Die Frauen der oberen Kasten verbringen ihr Leben in strenger Abgeschlossenheit von der Öffentlichkeit; eine andere Tätigkeit als dem Haushalt vorzustehen, sich zu schmücken und vor allem durch die Geburt von Söhnen das religiöse Gesetz zu erfüllen, wird von ihnen nicht erwartet. Bei den niederen Kasten beteiligt sich zwar die Frau rüstig an der Erwerbsarbeit, ohne damit aber ihre Freiheit und Selbständigkeit merklich zu erhöhen. Inwieweit die Reformbewegungen, die schon seit längerem eingesetzt haben, durch die neuen, auch die Kasten ernstlich bedrohenden, Umwälzungsversuche eine Beschleunigung und Vertiefung erfahren werden, muß die Zukunft lehren.

Verlassen wir das indische Festland mit dem emsigen Treiben der dichter bevölkerten Provinzen, um an der Küste Birmas zu landen, so dringt ein ähnlich geschäftiges Leben zunächst nur in den Hafenstädten, vor allem in der (nicht zuletzt auch durch Bremer Handelsgeist) kräftig emporgeschossenen Hauptstadt Rangoon, auf uns ein. Die eigentlichen Birmanen jedoch finden wir nicht dabei; Ostbengalen, südindische Tamil und Chinesen sind es, die die Straßen füllen und ihrem Erwerbe nachjagen. Gelangt man in die Basarviertel, zu den Markthallen für die Eingeborenen, dann erst begegnet man häufiger den Birmanen, und zwar vorwiegend dem weiblichen Element, das den Verkauf in den Hallen leitet. Es sind nicht die schlanken, geschmeidigen, würdevollen Gestalten, an die unser Auge in Calcutta und Madras gewöhnt war, sondern kleine, meist untersetzte Figuren mongoloiden Typs. Zugleich aber mit dem physischen Unterschied fällt uns die ganz anders geartete Rolle auf, die der Weiblichkeit hier überantwortet ist: während die Männer in läßiger Haltung als Zuschauer abseits stehen oder nur als Helfer mittun, halten die Frauen mit Energie und geschäftlicher Gewandtheit den Betrieb in ihrer Hand und stehen in der Selbstsicherheit ihres Auftretens, in Intelligenz und Liebenswürdigkeit keiner Europäerin nach. All das gilt indes nicht etwa nur für die dem Weltverkehr geöffnete Handelsstadt Rangoon; in ganz Birma ist der Frau diese Selbständigkeit eigen, in der Öffentlichkeit wie im Hause. Arbeitslust, Tatkraft und Zielbewußtsein befähigen sie zur führen-

den Stellung und sichern ihr ein Übergewicht über den Mann, der ihr den Löwenanteil in der Erledigung der meisten materiellen Fragen willig überläßt.

Die Zahl der Frauen in dem sehr dünn bevölkerten Birma bleibt mit 5,93 Millionen erheblich hinter dem anderen Geschlechte (6,18 Millionen) zurück. Dies erklärt sich aus dem hohen Prozentsatze indischer Einwanderer, die zum größten Teil ihre Ehefrauen nicht mitbringen, sondern nur die günstigeren Erwerbsverhältnisse des Landes ausnützen und die daheim zurückgelassene Familie unterstützen. Wir haben das bekanntlich in Deutschland vor dem Kriege bei den italienischen Ziegelarbeitern ganz ähnlich beobachten können. Das Zahlenverhältnis kehrt sich um, sobald wir nur die birmanische Bevölkerung im engsten Sinne berücksichtigen; dann stehen 3,65 Millionen männlichen Individuen 3,82 Millionen weibliche gegenüber.[1])

Rechnen wir der eben genannten Summe noch einige nahestehende Gruppen zu, so ergibt sich eine Ziffer von rund 8 Millionen für die eigentliche birmanische Hauptmasse der Bevölkerung. Sie gilt den übrigen Stämmen als Zivilisationsvorbild. Ihr am nächsten folgen, wenn wir die Karen wegen ihrer Zersplitterung hier zunächst außer Ansatz lassen, die Shan, etwa eine Million, die sich in geschlossenen Massen im Osten und Norden von Oberbirma halten. Neben diese beiden führenden Schichten tritt eine große Zahl von Volksstämmen, die zumeist noch auf tieferen Kulturstufen stehen und in ihren vom Verkehr abliegenden Wohnsitzen ihre Sonderart zäher festgehalten haben. Vorwiegend sind es Bergvölker, die erst durch das britische Eingreifen um ihre Unabhängigkeit gekommen sind; dies beschleunigte zugleich ihre Annäherung an die zivilisierteren Bewohner der Ebenen, denen sie vordem durch räuberische Überfälle und sonstige Gewalttaten oft recht unbequem geworden waren.

Die Landesreligion in Birma ist der Buddhismus in einer verhältnismäßig reinen, Ceylon und Siam engverwandten Form; ihm

[1]) Die statistischen Angaben nach: Census of India 1911, Vol. 9 (Rangoon 1912). Von einem neuen Census, der nach den bisherigen Intervallen 1921 fällig gewesen wäre, haben wir nirgends etwas gelesen. Hingegen ist 1915 die erste Sprachenstatistik in Birma durchgeführt worden: Linguistic Survey of Burma. Preparatory stage or linguistic census. Rangoon 1917.

hängen die Birmanen, die Shan und einzelne Bergvölker (insgesamt 10,4 Millionen) an. Die übrigen Stämme sind einem Geisterglauben treu geblieben, dessen Spuren aber auch unter der Decke des birmanischen Buddhismus sehr deutlich hervorschimmern. Wir finden sie gewöhnlich unter dem Namen „Animisten" zusammengefaßt; ihre Zahl übersteigt mit rund 700 000 beträchtlich die der anderen nichtbuddhistischen Religionsformen, unter deren Anhängern die Hindu und Muhammedaner mit etwas unter, bezw. über 400 000 Personen folgen. Christen wurden in ganz Birma 210 000 gezählt; dass unter diesen die Birmanen nur mit knapp 18 000 vertreten sind, beleuchtet die schwachen Erfolge der Mission innerhalb der buddhistischen Zentren.

Sorglosigkeit und unverwüstlicher Frohsinn sind die Charakterzüge, die den Birmanen am weitesten von seinen vorderindischen Nachbarn abrücken lassen. Der Hang zur Grübelei, zum Spekulieren und Schematisieren, der sich in großen Bereichen der altindischen Literatur, im Aufbau der Hindureligion und in den minutiösen Vorschriften für jede Lebensphase und jede Lebenslage kundtut, gönnt dem Volke keinen leichten Sinn, keine harmlose Heiterkeit; bei seinen Festen wie bei seiner Arbeit nimmt der Inder alles ernst. Kein Wunder also, dass uns, kommen wir von Indien nach Birma, die offene Art der Landeskinder so wohltuend berührt. Jedem Besucher steht der Zutritt ins Haus offen; gastfreundlich wird er überall empfangen, ohne die zudringliche Neugier, mit der der Fremdling in Indien — beinahe wie im zivilisierten Europa — verfolgt wird.

Der Birmane ist dem hastenden Treiben des Stadtlebens abhold, nach Möglichkeit zieht er sich davon zurück; das beschauliche Bauernleben, das ihm ohne sonderliche Mühe und Aufregung seinen Unterhalt sichert, dünkt ihm weit erstrebenswerter. So sehr er auf anständige Entlohnung dringt und auch vor Übervorteilungen nicht zurückschreckt, so steht sein Sinn doch nicht danach, Reichtümer anzusammeln. Was er erübrigt, legt er im Goldschmuck seiner Frau oder für festliche Veranstaltungen an — das Münchener Oktoberfest erschiene ihm als Gipfelpunkt aller Wonne, obwohl er für dessen Bierseligkeit kein Verständnis hätte! Das Meiste aber wird für Klöster und Mönche oder zur Errichtung von Pagoden und anderen Kultbauten gespendet. Da ist es eine natürliche Folge,

wenn die sparsamen indischen Einwanderer und die gescheiten, fleißigen Chinesen den wirtschaftlich ungeschulten und minder gelehrigen Birmanen überflügeln und in den Hintergrund drängen. Die britische Regierung sucht dem entgegenzuwirken; sie möchte das auch ihr sympathische Volk der Birmanen geschützt und vor dem Niedergang bewahrt sehen, solange es irgend geht. Deshalb untersagt sie den Verkauf von Ackergrund an Ausländer, und das Alkoholverbot soll einer Schwächung der birmanischen Arbeitskraft vorbeugen. Ungleich wirksamer als diese Maßnahmen aber ist das energische Zugreifen der birmanischen Frauen, die man mit vollem Recht als „Rückgrat des Landes" bezeichnet hat.

II.

Die Birmanin kann nicht eigentlich als Schönheit gelten. In den vortretenden Backenknochen und den leicht schräggestellten Augen prägt sich der mongolische Typ aus, ebenso in der gelblich-braunen Hautfarbe. Neben derberen Physiognomien findet man viele feingeschnittene Gesichter mit zierlicher, schmaler, leichtgebogener Nase. Ausgesprochen hübsch sind die blitzenden dunklen Augen und das reiche, glänzend schwarze, wie eine Krone auf dem Scheitel aufgesteckte Haar. Auf die Kleidung mit allem Drum und Dran wird, namentlich bei feierlichen Anlässen, große Sorgfalt verwendet. Als Verschönerungsmittel wertet man eine gelbliche Paste, die aus der zerriebenen Rinde der Murraya exotica (birmanisch sana(p)khā) mit Wasser bereitet und mit gemahlenem Sandelholz parfümiert wird; man läßt die über das Gesicht gestrichene Paste trocknen und reibt nachher das Überflüssige ab. Die ländlichen Schönen gehen damit oft weniger sorgsam um, namentlich den kleinen Mädchen wird das Antlitz bisweilen arg verschmiert — man sagt, das nütze gegen Hitzausschlag. In den Städten weiß man aber europäische Schönheitsmittel bereits zu schätzen; nicht selten wird Schminke und Puder so übermäßig aufgetragen, daß der Eindruck eines bemalten Puppenkopfes entsteht. Beim Schminken läßt die Birmanin unterm Haaransatz an der Stirn einen Streifen frei, wodurch diese niedriger und in eckiger Haarumrahmung erscheint. Bei der jungen Frau auf Abb. 1 ist dies am besten zu erkennen; man darf sie als guten Birmanentyp gelten lassen, wenngleich sie die Schwester eines Shanfürsten ist. Das Mädchen an ihrer Seite

ist die Tochter des Fürsten; bei der daneben sitzenden Dienerin, einem Shanmädchen, zeigt sich der Stammesunterschied sehr augenfällig. Die beiden Prinzessinnen tragen den in Birma altherkömmlichen Rock, den Thamein[1]), ein rechteckiges Stoffstück von un-



Abbildung 1

Schwester und Tochter des Shan-Fürsten von Hsipaw mit Dienerin.

gefähr $1^1/_4$ m Länge und etwa gleicher Breite, das nicht zusammengenäht, sondern oben um den Körper gelegt wird. Er besteht aus

[1]) Birmanische Schreibung thamin, Aussprache thamen. In Sach- und Ortsnamen behalten wir die in der neueren englischen Literatur über Birma üblichen Formen bei. Schreibung und Aussprache gehen im Birmanischen oft stark auseinander, wozu auch die Aufpfropfung eines indischen Alphabets auf die ganz anders gebaute Sprache beigetragen hat.

3 Teilen: einem gemusterten, ca. 60 cm breiten Mittelstück, dem unten ein in entsprechender Farbenstellung gehaltenes, ca. 35 cm breites gestreiftes Stück mit einfarbigem rosa Endrand und oben ein 30—50 cm breiter Streifen aus glatter, dunkler Baumwolle oder Samt angesetzt ist; das Ganze ist mit weißem Kaliko gefüttert. Bei der geringen Weite läßt natürlich jeder Schritt die Beine bis zum Oberschenkel sichtbar werden; aber frühzeitig schon lernt das Mädchen beim Gehen durch einen bestimmten Ruck der Fersen nach auswärts eine Entblößung in der Öffentlichkeit bis über die Grenzen des Schicklichen vermeiden. In der Hoftracht und sonst im Volke bei zeremoniellen Anlässen befestigt man den Thamein um die Hüften, sodaß die nun überflüssige Stofflänge ringsum auf dem Boden schleppt und die Enge des Rockes nur kleine Schritte und gemessene Bewegungen gestattet. Das kunstvolle Seidengobelingewebe auf Abb. 1 ist typisch birmanisch; es wird Acheik genannt; der Name (gesprochen atschēïk, geschrieben akhyit) bedeutet „Welle" und weist auf die welligen blumendurchstreuten Muster. Für die Wirkarbeit benötigt man 70 bis 130 Schiffchen; die Vorderseite ist bei der Arbeit nach unten gekehrt, die Schußfäden der einzelnen Schiffchen werden miteinander verschlungen. Das Material ist chinesische Rohseide, die oft auch schon fertig gefärbt gekauft wird. Für junge Mädchen sind die Farbenstellungen gelb-rosa und weiß-rosa beliebt, für junge Frauen himbeerrote Schattierungen mit dunkelrot oder schwarz, für ältere Frauen grün mit gelb oder grün-rot; letzteres ist auch die Farbenmischung für Männerröcke.

In altbirmanischer Zeit waren Acheikstoffe nur für das königliche Haus und die Hofkreise bestimmt. Seit dem Ende der Königsherrschaft (1885) sind sie zur Prunkkleidung der Wohlhabenden hergenommen worden. Bei den Birmanen in der Provinz, die dieser alten Mode treu geblieben sind, und bei den Shan hält man noch jetzt den Acheik-Thamein für die vornehmste Festgewandung.

Interessant war es uns zu erfahren, daß die reizvollen Acheikmuster schon in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts europäische Nachahmung gefunden haben, und zwar am birmanischen Hof selbst. Dort lebte ein Italiener, Denegri, der sich in Lyon niedergelassen hatte und 1861 von dort nach Mandalay gekommen war; 10 Jahre später holte er seine kleine Tochter und den ersten Jacquard-

Webstuhl aus Frankreich und verpflanzte beide in den Königspalast nach Mandalay. Diese Tochter lebte noch in Mandalay zur Zeit unserer Anwesenheit (1911) und befaßte sich mit dem Verkauf von birmanischen Seidenstoffen, die sie von Unsauberkeiten der Arbeit, Knoten, hängenden Fäden usw. befreite, um sie ihren europäischen Kunden gefälliger zu machen. Das alte Fräulein erzählte gern von den schönen Tagen im Palast zu Mandalay, wo sie von der letzten Königin Supaya Lat unter die Ehrenfräulein aufgenommen wurde — als einzige Europäerin. Schon 100 Jahre früher war ein Italiener, ein Angehöriger der gleichen Familie, in Mandalay gewesen und hatte dort die Herstellung der Baumwollsamte eingeführt, deren Verwendung — und zwar in roter Farbe — ebenfalls zum Reservatrecht für den Hof wurde; noch heute werden die Särge von verstorbenen Mitgliedern des Königshauses und von buddhistischen Mönchen mit rotem Samt bezogen. Von 1873—1885 arbeitete der Jacquardwebstuhl am Königshofe von Mandalay; Weberinnen aus Manipur wurden von Denegri und seiner Tochter in dessen Gebrauch unterrichtet. Nach Ansicht von Fräulein Denegri stammen sogar die Acheik muster aus Manipur.[1]) Uns zeigte sie auf

[1]) Ähnliche Angaben machte man uns in dem entlegenen Yawnghwe in den südlichen Shan-Staaten. Und in nächster Nachbarschaft von Mandalay, in Sagaing, einer der zahlreichen früheren Residenzen, fanden wir noch Manipuri mit gewerbsmäßiger Herstellung von Acheikstoffen für birmanische Auftraggeber beschäftigt. Nun ist zwar richtig, daß die Manipuri, die in beträchtlicher Zahl in Oberbirma angesiedelt sind, außerordentliche Leistungen in den eingewirkten Bordüren ihrer heimischen Frauengewänder aufweisen; aber dabei handelt es sich ebensowenig um eigentliche Gobelintechnik wie um Acheik-Muster. Für beide liegt die Herleitung aus China wohl wesentlich näher, womit nicht behauptet sein soll, daß in China der Ursprung der Wirkerei überhaupt zu suchen ist. Im Gegenteil, die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß China sie seinerseits aus Vorderasien entlehnt hat. Aber für die verhältnismäßig junge Periode, die für die birmanischen Acheik in Frage kommt, wird man sich wohl schon darum in China nach dem Lehrmeister umschauen, weil aus Vorderindien — dem anderen kulturellen Quellgebiet Birmas — Seidenwirkerei (also das, was in Deutschland nach französischem Vorbild ‚Gobelin', in England ‚Tapestry' genannt wird) nicht bekannt ist. Die Kashmir-Schals sind zwar Wollarbeiten des Gobelintyps, jedoch tritt bei ihnen soviel anderes Technische hinzu — Verbindung gewirkter und überstickter gewebter Teile —, daß sie schlechterdings nicht in eine Gruppe mit den Acheik eingereiht werden können. Dieses birmanische Kunsthandwerk hebt sich somit in völliger Eigenart von seiner Umgebung ab.

unsere Bitte die Reste von den Jacquard-Acheik, darunter ein Streifenmuster, das ihr jüngerer Bruder nach einem birmanischen Vorbild in Frankreich gewebt hatte, und ein rot-rosa gestreiftes Stück, einen Abschnitt von dem letzten Gewand, das sie für den König Thibaw angefertigt hatte. Trotz der sauberen Arbeit sind diese Kopien leblose Stücke im Vergleich mit dem Original-Acheik. Wir erhielten einige Teilchen ihrer so sorgfältig als Andenken auf-



Abbildung 2

Schauspielertruppe in Mandalay in der bei Tanz und Spiel üblichen Haltung.

bewahrten Gewebe als Angebinde für das Münchener Museum — die sonnige Heiterkeit und die Freude am Schenken scheint das alte Fräulein am birmanischen Hof von den Landeskindern ererbt zu haben. Aber bei aller Freundlichkeit durchzitterte eine leise grollende Wehmut, die hauptsächlich auf den uns begleitenden Engländer wirken sollte, ihre Stimme bei der Erzählung von den schönen Webarbeiten, die sie und ihr Vater zur Freude der Königin geliefert hatten — und von dem jähen Ende, das dem

Königtum und seiner Herrlichkeit zusamt dem Jacquard-Webstuhl bereitet worden war!

Jacken waren ursprünglich kein notwendiger Bestandteil der birmanischen Männer- und Frauentracht, sind aber im Laufe der Zeit allgemein in Aufnahme gekommen. Die ältere Form zeigt die Herleitung vom indischen Schnitt: ein über die Hüften reichendes Gewand mit einem vorderen Einsatz, der seitlich geschlossen wird (Abb. 2). Bei Frauen ist dieser Einsatz häufig weggelassen, wie an den noch jetzt bei der Provinzbevölkerung und bei den Shanfrauen üblichen offen und lose niederhängenden Jacken (Abb. 12); statt dessen wird dann ein Tuch um die Brust gebunden. Für Alltagszwecke nimmt man weißen Baumwollstoff, für festliche Veranstaltungen aber ist die Jacke aus Seide, enganliegend mit geschweiften, schnabelförmig aufgebogenen und durch Bambusstäbchen gesteiften Schößen.

Diese Tracht kommt jedoch immer mehr ab; als Alltagskleid ist der Thamein schon fast ganz aus den Städten verschwunden, er und das Seidenjäckchen mit den Schnabelschößen werden wohl bald, wie unsere Rittertrachten usw., nur noch Bühnenkostüm sein für die Schauspielerinnen, die bei den zahllosen Festen als Prinzessinnen oder Hofdamen in den Theaterstücken mitwirken. In das Schauspiel sind stets Tanzszenen verflochten, außerdem gibt es auch reine Tanzvorführungen. Der enge, auf dem Boden schleppende Thamein wird bei den Tänzerinnen an der offenen Seite bis zu den Füßen mit Nadeln zusammengesteckt; die Enge dieses Futterals tut aber der Tanzbewegung keinen Eintrag, da diese ausschließlich aus Beugungen und Drehungen des Körpers und gelegentlichen Sprüngen am Orte besteht. Beim Einsetzen der Musik nimmt die Tänzerin eine seltsam gespreizte Haltung an, die vornehmlich in den Bewegungen der Arme, im Heben und Senken der Schultern und Biegen des Halses hervortritt. Die Gruppe auf Abb. 2 ist eine kleine Schauspielergesellschaft in Mandalay, deren Dienste man bei privaten und öffentlichen Veranstaltungen gern in Anspruch nahm; der männliche Partner galt als der beste Komiker Oberbirmas.

Den Thamein hat in der Neuzeit der von Süden aus dem malaiischen Archipel eingedrungene Sarong ersetzt, ein zwei Meter weiter zusammengenähter Rock, der um die Hüften gespannt und

vorne in einer tiefen Falte übereinandergesteckt wird. Die Benennung **lungyi** ist von dem weitverbreiteten indischen **lungi**, womit in den verschiedenen Distrikten Indiens Turban, Brust- oder Lendentuch bezeichnet wird, übernommen; dieses Wort ist vom Hindūstānī und Baṅgālī aus auch in die Atjèh-Sprache von



Abbildung 3

Gebildete Bürgerfamilie in Mandalay; links eine Verwandte (Shan) bei der Brettchenweberei.

Nord-Sumatra eingedrungen[1]; die birmanische Schreibung ist **luṅkhyaṅ**, die Aussprache **lunjī** (j wie in engl. **jam**).

Zu diesem Lunjī, aber auch zum Thamein wird eine kurze, weite Jacke chinesischen Schnittes aus weißem Batist oder aus Seide getragen (Abb. 3); sie ist in ihrer Nachtjacken ähnlichen Form weit weniger kleidsam als die altbirmanische.

[1]) J. E. Jasper u. Mas Pirngadie, De inlandsche kunstnijverheid in Nederl. Indië II ('s-Gravenhage 1912), p. 256; H. W. Fischer, Katalog d. Ethnogr. Reichsmus. VI (Leiden 1912), p. 67. Auch das Türkische kennt **lüng** und **lüngi** im indischen Sinne: J. Th. Zenker, Türk.-arab.-pers. Handwörterbuch II (Leipzig 1876), p. 797.

Männer- wie Frauenröcke sind meistens aus Seide; keiner, der etwas auf sich hält, würde anders als in einem Seidenrock, den noch keine Wäsche seines Glanzes beraubt hat, ausgehen. — Die Fußbekleidung bilden Sandalen aus Büffelleder, mit Samt oder Filz bezogen, festgehalten durch Spangen aus gleichem Stoff, die zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgehen.

Von Geschmack zeugt auch der Schmuck der Birmanin; er vermeidet die wuchtige Schwere des Goldschmuckes, mit dem sich die reiche Inderin behängt. Schmale Goldreifen umschließen das Handgelenk; Reife um die Fußknöchel kommen bereits außer Mode. Feine Brustgehänge aus Goldfiligran oder lange, dünne Goldketten, mit Tamarindensaft rötlich gefärbt, sowie kleine Goldknöpfe als Jackenverschluß wirken diskret und gefällig. Im Haar blitzen als Festschmuck Goldfiligranblumen oder halbmondförmige, bei Reichen mit Diamanten und Rubinen besetzte Steckkämmchen; diese Edelsteine sind ebenso beliebt an Fingerringen und Schraubenrosetten im Ohr; die ursprünglichen Ohrpflöcke und Ohrzylinder sind in der Stadt längst verpönt. Am anmutigsten aber wirkt die Sitte, ein frisches Blütenzweigchen ins Haar zu stecken.

Inmitten des frohgemuten Volkes verlebt die Jugend paradiesische Jahre. Namentlich das Mägdlein hat im Vergleich zur vorderindischen Mitschwester[1]) eine unendlich glücklichere Kinderzeit. Mit Mißbehagen wird die kleine Inderin schon bei der Geburt von den Eltern begrüßt; denn ein Mädchen bürdet der Familie die Sorge auf, innerhalb der zuläßigen Kasten den geeigneten Gatten zu beschaffen; die Verlobung findet häufig schon in den ersten Lebensjahren statt, vorbei ist es mit aller Freiheit, nach der Herzensneigung wird nicht gefragt, und sollte der Bräutigam noch vor der Ehe sterben, so steht der armen Kleinen das traurige Los einer indischen Witwe bevor, deren Wiederverheiratung Schimpf über die Angehörigen bringt. Kein solcher Schatten verdüstert die Kinderjahre der Birmanin. Hat sie die unvernünftigen Bräuche der Geburtshilfe überstanden und trotzt die körperliche Veranlagung manchen Absonderlichkeiten der Ernährungsweise, so wächst sie in fröhlicher Ungebundenheit heran. Die Kleidung entspricht der

[1]) Vgl. die trefflichen Aufsätze von M. Winternitz „Die Frau in den indischen Religionen“: Archiv für Frauenkunde (Würzburg) 1915 ff.

der Erwachsenen; das Haar wird bis zum zehnten oder zwölften Jahre verschiedenartig zugeschnitten, und Mädchen und Knaben sind oft kaum zu unterscheiden. Meist werden die Haare um Stirn und Nacken kranzförmig geschnitten, das Scheitelhaar bleibt lang und wird in einem Knoten aufgesteckt (Abb. 4; man beachte hier,



Abbildung 4

Straßenjugend in Mandalay: 4 Mädchen, 5 Knaben.

daß die Kinder auf der Hüfte reitend getragen werden, wie in Vorderindien; die Frauen der Shan und der Bergvölker tragen sie auf dem Rücken in ein Tuch eingebunden).

Mit Schulpflichten war in der Zeit birmanischer Herrschaft die weibliche Jugend nicht geplagt. Für die Knaben war genügend gesorgt, sie erhielten, wie das auch heute die Regel ist, ihren Unterricht im Kloster durch die Mönche, die darauf pochen können, daß das buddhistische Birma unter den Provinzen Britisch-Indiens weit-

aus die geringste Zahl von Analphabeten aufweist.[1]) Für die Mädchen war und ist eine solche Schule verschlossen; die christlichen Missionen aber haben sich der Jugenderziehung eifrig angenommen. Seit der britischen Oberhoheit sind da und dort weltliche Elementarschulen und auch eigene Mädcheninstitute aufgekommen, bei denen sogar für den Anschluß an das Universitätsstudium gesorgt ist.

Der wichtigste Tag im Jugendleben der Birmanin ist die Feier der Ohrbohrzeremonie; es werden die Ohrlöcher gestochen, die man ehedem allmählich durch Einlegen von gerollten Bambusstreifen zur Aufnahme der goldenen Ohrpflöcke ausdehnte. Das Fest findet in der Regel, namentlich bei erstgeborenen Töchtern, zwischen dem zehnten und zwölften Lebensjahre statt; ihm entspricht bei den Knaben die Feier des Klostereintritts — jeder Birmane muß für eine, wenn auch kurze, Frist sich dem geistlichen Leben widmen. Da diese Feste in großem Stil veranstaltet werden und hohe Summen verschlingen, schließen sich oft mehrere Familien, ohne Rücksicht auf das Alter der Kinder, manchmal sogar für Knaben und Mädchen zusammen; das Ohrbohren wie der Klostereintritt erfolgen dann zu gegebener Zeit ohne weitere Förmlichkeiten. Für solche gemeinsame Feiern sieht man in den Straßen der Städte über Nacht große Festbuden mit Spiegeln, Flitter und Vergoldung entstehen; Theater und Tanz, Musik und Bewirtung ziehen sich durch mehrere Tage hin. Die Mädchen zeigten sich früher an ihrem Ehrentag in der altbirmanischen Hoftracht. Dieses steife Gewand, mit Glassteinen und Goldflitterstickereien verziert und mit Samt eingefaßt, bestand aus einer Jacke und darüber gehängten Kragenteilen, sowie aus einem zackig gebogten schürzenartigen vorderen und einem schweifartig aufsteigenden hinteren Schoßteil; dazu wurde die der Fürstin zustehende haubenähnliche Krone getragen (Abb. 5). Jetzt hat man nur noch etliche Reste der fürstlichen Prunkabzeichen beibehalten.

Abb. 6 zeigt eine für die Ohrbohrfeier erbaute Festhalle in Mandalay. Im Hintergrunde auf der Estrade thront eine Schar

[1]) "The system of monastic schools has, I think, been an immense boon to the people of Burma, and if only the monks could be roused to educate themselves more and to cast off some of their old ideas I should like to see it maintained": Charles Crosthwaite, The pacification of Burma (London 1912), p. 339.

junger Mädchen verschiedenen Alters; die mittleren drei sind selbst an der Zeremonie beteiligt, die übrigen sind Freundinnen, die als Ehrenfräulein fungieren. Alle sind reich mit Juwelen geschmückt, an den Fingern blitzen die Edelsteine. Häufig ist dieser Pomp geborgt, Brillantringe z. B. werden für 5 Rupien für den Tag ver-



Abbildung 5
Kleidung für das Ohrbohrfest: Nachahmung des Hofkleides einer birmanischen Prinzessin.

liehen. Im Vordergrunde hocken die Gäste an niedrigen, mit Süßigkeiten besetzten Lacktischchen.

Nach erfolgter Ohrbohrung zählt das Mädchen zur reiferen Jugend; es gibt das Herumtollen mit den Knaben auf, gesellt sich zu Mutter und Schwester und benimmt sich wie eine Erwachsene, fängt auch dementsprechend zu kokettieren an. Zur Anknüpfung von Liebesbeziehungen ist reichlich Gelegenheit. Bei den religiösen Festen

zieht die ganze Familie hinaus zum Klostergrund, wo Rasthäuser für die allgemeine Nutznießung oder als Eigentum einzelner Familien errichtet sind. Dort kocht und ißt man nach und zwischen den Andachten, pflegt der Ruhe und plaudert mit Bekannten; die jungen Leute tun sich dabei weniger durch Frömmigkeit als durch fröhlichen Flirt hervor. Mit Einbruch der Dunkelheit beginnt das richtige Festge-



Abbildung 6

Festhalle und Tribüne für eine Ohrbohrfeier in Mandalay. Im Vordergrunde die Gäste.

triebe; das Theaterspiel hebt an, wobei entweder Berufsschauspieler in romantischen Szenen auftreten oder Marionettenspiele geboten werden, deren Stoff dem Schatze der buddhistischen Vorgeburtslegenden entnommen ist. Vor der Bühne lassen sich die Zuschauer, mit Eßvorräten ausgerüstet, auf Matten nieder und hören die ganze Nacht dem Spiel zu; die Kinder, selbst die allerkleinsten, sind dabei. Mit Rauchen hält man sich leicht munter, darum sieht man die birmanische Riesenzigarre überall glimmen; Männer und Frauen rauchen, ja selbst die kleinen Kinder läßt man zur Beruhigung dann

und wann einen Zug tun. Die Zigarre ist eine 15 bis 20 Zentimeter lange und $2^1/_2$ Zentimeter dicke Rolle, gefüllt mit gehackten Tabakblättern und dem Mark der Tabakstengel, zur Hülle nimmt man vom Mais oder von der Arekapalme die innere Haut der Blattscheide; auch Baumblätter, die auf einem heißen Stein geglättet werden, erfüllen den gleichen Zweck. Die Zigarren sind nicht stark, da auch Süßholz dem Tabak beigemischt ist. Neben dem Rauchen frönt man auch dem Betelkauen; die Schachtel hierfür aus Lack oder Silber mit ihren Abteilungen und Büchschen für Betelblatt, Kalk, Gewürze usw. spielt in der birmanischen Gesellschaft dieselbe Rolle wie bei uns etwa die Zigarrenkiste, Schnupftabaksdose oder Bonbonniere (vgl. Abb. 3).

Von Brautwahl und Ehe sei hier nur so viel gesagt, daß der persönlichen Freiheit viel Spielraum gegönnt ist. Die meisten Ehen werden aus Neigung geschlossen, oft gegen den Willen der Eltern und nach Überwindung mancher romantischer Hindernisse. Das Junggesellentum verstößt ganz gegen die Sitte, und weiter verdient Hervorhebung, daß nur die Großstädte von Prostitution etwas wissen. Die Hochzeit findet ohne religiöse Zeremonie statt; im Hause der Braut wird unter Beiziehung einiger Zeugen das Paar von den beiderseitigen Eltern mit kurzer Ansprache zusammengegeben, und den Beschluß bildet der gemeinsame Genuß gepökelten Tees, einer Delikatesse, über die später noch zu reden sein wird. Bei größeren Feiern werden Astrologen zugezogen; das sind immer Abkömmlinge indischer Brahmanen, die in birmanischer Königszeit als Hofbeamte angestellt waren. — Zuweilen schließt sich auch ein Paar ganz formlos durch bloße stille Übereinkunft zur ehelichen Gemeinschaft zusammen.

Auch die Scheidung ist leicht; trotzdem lebt man gemeiniglich in Frieden und Eintracht miteinander. Erfolgt eine Trennung, so nimmt die Frau ihr Eingebrachtes und das in der Ehe Erworbene mit sich, gemeinsames Gut wird geteilt. Von den Kindern bleiben die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter; aber wenn es irgend geht, übernimmt diese die Sorge für alle ihre Kinder. — Wenn auch der Buddhismus die Polygamie nicht verbietet, so bleibt doch die Einehe die Regel; nur Fürsten haben mehrere Frauen, und zuweilen halten sich auch reiche Private, die aus geschäftlichen Gründen lange Reisen unternehmen, an einem oder zwei anderen Orten eine



Abbildung 7

Frauen mit Wassergefäßen bei der Vorbereitung einer Klosterfeier. Im Hintergrund eine Pagodenruine, deren Spitze von einem Baum überwuchert ist. Dorf Kaya am oberen Chindwin.

Nebenfrau. Hier tritt die in Birma als vollwertig angesehene Ehe auf Zeit in Erscheinung, die von der Birmanin auch oft mit Indern, Chinesen und Europäern eingegangen wird. Die birmanisch-chinesische Mischung ergibt die beste Nachkommenschaft.

Die geschäftliche Selbständigkeit der Frau ist oben schon hervorgehoben worden. Das birmanische Gesetz unterstützt sie; sie ist dem Manne rechtlich gleichgestellt, wird zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten beigezogen und darf rechtsgültige Verträge schließen. Diese soziale Stellung ist um so beachtenswerter, als nach der schon von der altindischen Gesetzgebung ausgesprochenen, auch in den Buddhismus übernommenen Anschauung die Frau an und für sich weit tiefer steht als der Mann. Und so bleibt es trotz allem der heiße Wunsch jeder Birmanin, in ihrer nächsten Geburt als Mann das Erdenlicht zu erblicken.

Die birmanische Hausfrau ist keine Langschläferin. Ihre Arbeit beginnt beim Morgengrauen; da wird der für die Tagesmahlzeiten bestimmte Reis ausgehülst, was durch Stampfen mit einem schweren Holzstößel in einem Holzmörser geschieht. Ebenso frühzeitig wird das für den Tagesbedarf nötige Wasser von den Ziehbrunnen geholt; ist eine gute Quelle oder der Fluß weit abgelegen, so ziehen die Frauen und Mädchen in Reihen mit ihren Tontöpfen auf dem Kopfe aus (Abb. 7). Die Hauptmahlzeiten — eine früh gegen 9 Uhr, die andere vor Einbruch der Dunkelheit, also beim Tropentag ungefähr um 6 Uhr — bestehen vornehmlich aus Reis, dazu werden allerhand Gemüse in dünnflüssiger gewürzter Tunke, auch mit frischen oder eingesalzenen Fischen, Fischpastete, Fleisch usw. gegessen. Die Familie sitzt um ein niedriges rundes Tischchen; es ist eigentlich ein Untersatz aus Geflecht, lackiertem Holz oder Bambus; darauf stehen rings um die mit Reis gefüllte Platte die einzelnen Schüsselchen mit den Beispeisen.[1]) Hieraus schöpft einer nach dem anderen Tunke und Gemüse auf den vor ihm liegenden Reis, vermischt alles und führt die Klümpchen mit den Fingern zum Munde; vor und nach dem Essen spült man Mund und Finger.

Der Haushalt macht der Birmanin nicht eben viel zu schaffen. So sehr man auf gute, saubere Kleidung, tadellose Frisur und

[1]) Vgl. unsere Archiv für Anthropologie XIV (1915), Taf. V, 3 gegebene Abbildung.

erlesenen Schmuck außer Haus hält, so geringen Wert legt man auf das, was wir unter häuslichem Komfort verstehen. Außer einer Truhe für bessere Gewänder und Schmucksachen kennt ein birmanisches Haus kein Mobiliar. Die Betten bestehen aus Kissen und Decken, die auf einer hübsch geflochtenen Matte liegen; mit dieser werden sie morgens zusammengerollt und in die Ecke geschoben. Feinere oder gröbere Matten dienen auch als Sitzunterlage auf dem Boden; die Sitzweise ist ein kniendes Kauern mit seitlich gewendeten Füßen. Vor dem Buddhabild oder in Anwesenheit hochgestellter Personen ist darauf zu achten, daß die Fußsohlen von diesen abgewendet gehalten werden.

Der Fußboden, aus gespaltenem Bambus oder Holzplanken, hat genügend Zwischenräume, um Staub und Kehricht durchfallen zu lassen, und da die Häuser alle auf meterhohen Pfosten stehen, macht das nichts aus; ein rutenartiger Handbesen aus Gras erleichtert die nötigste Reinigung. So erübrigt die Frau noch reichlich Zeit für Nebenbeschäftigung, zumal sich für häusliche Arbeiten und Überwachung der Kinder leicht eine Verwandte findet. Am einträglichsten erscheint da ein kleiner Handelsbetrieb, entweder in Gestalt einer Krämerbude im Hause selbst oder eines Verkaufsplatzes im Basar. Neun Zehntel der Stände in den großen Basarhallen von Mandalay und Rangoon stehen unter der Leitung von Frauen und Mädchen, die sich den Verschleiß von Lebensmitteln und Gebrauchswaren jeder Art bis zu Seide und Edelmetallarbeiten angelegen sein lassen.

Eine Frauenbetätigung aber, deren rühmenswerte Erfolge uns bereits oben (p. 11) bei Besprechung der Acheik in die Augen gefallen sind, darf nicht vergessen werden: die Weberei (Abb. 8). In Birma weben, wie es auch sonst in der malaiisch-mongolischen Welt die Regel ist, nur die Frauen, in Vorderindien nur die Männer. Auf dem Lande ist der Webstuhl unter dem Hause zwischen dessen Pfosten aufgestellt. Die Lade schneidet der Birmane in seiner Abneigung gegen gerade Linien in schön geschwungenen Konturen, die Kettenheberollen sind oft in nette Bronzefiguren eingesetzt, kleine Glöckchen oder lose Ringe klingen rhythmisch bei jedem Schwunge der Lade und künden den Fleiß der Weberin; sie locken auch Gesellschaft an — mit Vorliebe dient der Webstuhl als Stelldichein für die jungen Leute. Das Weben wird nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch als Hausindustrie betrieben, die

Weberinnen erhalten von einem Unternehmer die Seide und Baumwolle und werden für Stückarbeit bezahlt. Als Durchschnittstagelohn wurden 1911 in Birma 8 Annas (nach damaliger Währung 70 Pfennig), in Indien die Hälfte gerechnet.



Abbildung 8

Seidenweberin in Amarapura bei Mandalay.

Zur Herstellung von Bändern, Gürteln, Sandalenriemen usw. wird in Birma noch in ausgedehntem Maße die ethnologisch höchst merkwürdige sogenannte Brettchenweberei geübt, bei der die Kettfäden durch die durchlochten Ecken quadratischer Täfelchen laufen; durch deren Drehung um die eigene Achse wird das Heben und Senken der Kette bewirkt, und so entstehen Bandgewebe (Abb. 3 unten) von großer Dauerhaftigkeit.[1])

Auch bei anderen einheimischen Industrien macht sich das weib-

[1]) Näheres hierüber haben wir im Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst 1913, p. 223—242 mitgeteilt. Inzwischen haben A. van Gennep u. G. Jéquier ein prächtig ausgestattetes Werk veröffentlicht: Le tissage aux cartons et son utilisation décorative dans l'Egypte ancienne (Neuchâtel 1916).

liche Geschlecht nützlich, so bei Anfertigung der bunten Lackgefäße, worin Pagan den größten Ruf erlangt hat; in der Töpferei ist namentlich das Dünnklopfen der Wandungen und das Einpressen von Mustern an den großen Wassertöpfen Sache der Frauen. Seine zahlreichsten Kräfte sammelt der Gewerbefleiß des Landes für jene



Abbildung 9

Verfallendes Prunkkloster nahe Mandalay. Sein Name Mun Kyaung (Glaskloster) beruht auf den reichen Spiegelglasfüllungen an den Außenwähden. Mit Ausnahme der Treppe durchweg Holzbau.

Betriebe, die sich mit der Herstellung von für die Klöster bestimmten Gebrauchs-, Luxus- und Kultobjekten befassen. Die alte Hauptstadt Mandalay ist das Zentrum dieser Industrie, die freilich seit dem Sturz des einheimischen Königtums in stetem Niedergang begriffen ist; denn die Aufträge, die vom Hofe für den Bau und die Ausstattung von Klöstern usw. an die Handwerker ergingen, fehlen jetzt. Die Freigebigkeit für die Kirche ist zwar so rege wie zuvor; es werden Pagoden und Klöster gebaut, Mönche zu jedem religiösen Feste geladen und mit praktischen und überflüssigen Dingen reich beschenkt, oft weit über die Mittel der Spender. Da

diese aber mit immerhin beschränkten Summen einen großen äußeren Eindruck erzielen wollen, büßt die Arbeit technisch und künstlerisch zusehends ein. Ein schlimmer Übelstand ist, daß man sich am seltensten zur Instandsetzung von Kultbauten entschließt, deren Stifter gestorben sind — die Verdienstansammlung fürs Jenseits, die durch alle solche Werke angestrebt wird, kommt nach der recht naiven Volksanschauung lediglich dem Erbauer, nicht dem Erneuerer zugute! Und so sinken allerorts Ruinen buddhistischer Prunkbauten in den Staub — oft ein viel höheres Alter vortäuschend, als sie wirklich haben. Man sehe auf Abb. 7, wie ein Baum mit seinen Wurzeln eine inmitten des belebten Klosterareals verfallende Pagode umklammert — sie mag schwerlich auf mehr als ein paar Jahrzehnte zurückblicken. Und selbst in der Umgebung von Mandalay fallen unzählige Klöster aus der Königszeit mit kunstvollem Schnitzwerk in Trümmer (Abb. 9). Nicht anders ergeht es den Buddha-Figuren, die in manchen Klöstern, sobald die Haupthalle überfüllt ist, neuen — leider nicht immer besseren — Bildern Platz machen müssen und achtlos in irgend einem Versteck aufgestapelt werden.

Man darf hieraus nicht ohne weiteres auf religiöse Indifferenz der Mönche und Laien schließen. Jenen erscheint alles Vergängliche unwesentlich und wertlos; ohne Dank, ohne den Blick zu erheben, nehmen sie die Gaben entgegen, und nur auf Umwegen wagen sie es, einen persönlichen Wunsch leise anzudeuten. Die Laien aber halten ihre religiösen Pflichten mit der Hingabe ihrer Spenden für erfüllt; was aus ihnen wird, ficht sie nicht an. Aus derselben Stimmung heraus erklärt sich auch, daß den Mönchen nicht der Gedanke kommt, Vorteil aus der Überfülle frommer Geschenke zu ziehen und etwa Kultgegenstände zu veräußern; man empfände dies als schmählichen Wucher. „Man soll den Herrn nicht verkaufen“: mit diesen Worten überreichte uns die Tochter eines hohen städtischen Beamten eine Buddha-Figur als Geschenk, die schon mit anderen Schnitzereien zusammen zum Verkaufe an uns bereitgestellt worden war.

So manches Bildwerk hätten wir uns durch skrupelloses Vorgehen verschaffen können; das wäre undankbar gewesen, denn auf allen Expeditionen ward uns ein gastliches Obdach in den für buddhistische Pilger bestimmten Rasthäusern nie verwehrt, und nicht selten fanden

wir auch in dem würdigen Pongyi[1]) einen willigen Helfer für unsere Arbeiten, sobald sein Verständnis für ihren Sinn und Zweck geweckt werden konnte. Oft wurde ein Kultbild, das eine Typenbereicherung für die Münchener Staatssammlungen bedeutete, uns als Gastgeschenk überlassen, wenn wir zusicherten, daß es daheim hinter Glas und Riegel wohl gehütet der Volksbildung dienen und zur Veranschaulichung des buddhistischen Lehrsystems gezeigt werden sollte. Ein bescheidenes Angebinde beim Abschied, etliche Kerzen, ein Paar Seidentücher zur Umhüllung von Abschriften heiliger Texte u. a. wurden gerne entgegengenommen. Wohltuend sticht diese Uneigennützigkeit ab gegen das Gebahren in manchen Ceylon-Tempeln, wo man auf den Obolus der Fremden erpicht wartet und ihn an Orten wie Kandy unverblümt fordert. Solche Elemente sind in Birma höchst seltene Ausnahmen.

Verantwortungsvoll ist das geistliche Amt nicht, auf dem Mönch lastet keine Seelsorgepflicht. Trotzdem steht der Pongyi in einem gewissen inneren Verhältnis zu seiner Gemeinde, und die männliche Jugend, die ihre elementare Bildung im Kloster einsaugt, behält den Lehrer in dankbarer Erinnerung. Die Dorfältesten besprechen mit ihm die Gemeinde-Angelegenheiten, und auch die Frauen holen sich oft Rat und Trost im Kloster. Sind sie auch von Unterricht und Erziehung dort ausgeschlossen, so steht ihnen doch der Zutritt, abgesehen von einigen besonders geweihten Räumen, jederzeit frei. Gerade die Birmanin mit ihrem scharfen Verstande und ihrem ausgesprochenen rechnerischen Talente ist opferwillig und spendenfreudig. Wenn die Mönche am frühen Morgen ihren Almosengang antreten, finden sie die Frauen schon mit den Speisen zur Füllung ihrer Bettelschalen bereitstehend. Und wenn der helle Klang der dreieckigen Schlagplatte ertönt, mit dem sich die zum Einsammeln von Eßvorräten ausziehenden Novizen melden, wird auch ihnen die Hausfrau behend die Tragkörbe füllen (Abb. 10).

An den vier den Mondphasen entsprechenden Feiertagen des Monats zieht die Familie zu Kloster und Pagode. Die frommen älteren Leute verbringen hier den Tag fastend und halten Andacht mit den Pongyi, der Abschnitte des Kanons rezitiert und durchspricht (Abb. 11). Besondere Kulthandlungen gibt es nicht, und

[1]) Geschr. Phuṅkhyī, gespr. Ponji = großer Ruhm, Titel der Klosteräbte, der aber in der Umgangssprache jedem vollordinierten Mönche zugestanden wird.



Abbildung 10

Klosterschüler mit Tragkörben zum Einsammeln von Lebensmitteln; der Knabe links schlägt die Klangplatte an. Dorf Kawya am oberen Chindwin.



Abbildung 11

Pâli-Verse rezitierender Mönch in Mandalay.

unbehindert gewährt man dem Fremden den Zutritt zu den geheiligten Stätten. Welch ein Kontrast zu dem lärmenden, von schriller Musik begleiteten Götterdienst der Hindu, die in fana-



Abbildung 12

Zwei Frauen und ein Mädchen mit Lack-Speisegefäßen und einem Bambus-Deckelkorb. (Nach einer Photographie von Samuels, Mandalay).

tischer Abwehr den Andersgläubigen vom Innern ihrer Heiligtümer und von ihren Opferdarbringungen fernhalten. Während unserer Fahrten auf dem oberen Chindwin, dem westlichen Nebenfluß des Irrawaddy, haben wir wiederholt der Feiertagsandacht in den ärmlichen Klöstern der Uferdörfer beigewohnt. Bald nach Sonnenauf-



Abbildung 13

Frauen bei der Feiertags-Morgenandacht in einem Dorfkloster. Kawya am oberen Chindwin.

gang ziehen die Frauen mit den vornehmen Speisegefässen zum Kloster, um das Beste von Küche und Vorratskammer den Mönchen zu bringen (Abb. 12). Im dämmrigen Dunkel der Klosterhalle legten sie ihre Gaben vor sich nieder und verrichteten mit dem Pongyi ihre Andacht (Abb. 13); die aufsteigende Sonne sendet durch die geöffnete Türe ihre Strahlen, die mit ihrem schimmernden Licht die stillen Beterinnen überflutet. Im Hintergrund trappelte die Schuljugend herum und freute sich des ungewohnten Besuches. Und wenn der Abend sich über das Flußtal senkte und auf den Flössen und hinter den Dorfhäusern sich die kleinen Bambusflöten vernehmen ließen, auf denen die Liebhaber den begehrten Schönen ihr Ständchen bringen, da klangen auch die silberklaren Töne der Bronzeplatte, die zur Abendandacht rief, über die wehenden Palmen und über den Fluß. Der letzte Schimmer des Tages gleitet in die Klosterhalle, wo reihenweise Männer und Frauen knien: einer der älteren Dorfbewohner hat das Vorbeteramt übernommen, und mit gedämpften Stimmen fällt der Chor ein. Vor den Frauen stehen gefüllte kleine Blumenvasen, die sie von Zeit zu Zeit in den gefalteten Händen andachtsversunken emporhalten (Abb. 14). Schnell sinkt die Tropensonne hinter dem Bambusgehölz am Ufer, und stille wandeln die Beter im einbrechenden Dunkel ihren Hütten zu.

Einen ähnlich starken Eindruck erlebten wir in der Stadt Mandalay. Scharen von Wallfahrern zieht die Arakan-Pagode hierher, in der eine hochheilige Buddhastatue verehrt wird. In neuerer Zeit aber ist noch ein besonderer Anziehungspunkt dazu gekommen. Aus dem Bronzebehälter, der im Jahre 1909 im Schutt des großen Kanishka-Stūpa unfern Peshawar gefunden wurde, hat man den sechskantigen Bergkristall, in dessen Höhlung die Buddhareliquien (Knochenfragmente) lagerten, der Arakan-Pagode überwiesen. Sie waren zur Zeit unserer Anwesenheit (1911) in einem feuerfesten Geldschrank geborgen, der in der Zelle neben dem goldglänzenden Riesenbuddha steht, und sollen dort ruhen bis zur Vollendung des Tempels, der durch freiwillige Spenden auf dem Wallfahrtshügel bei Mandalay errichtet wird. Die Seele dieses Planes ist der Eremit[1])

---

[1]) Über Tracht und Lebensführung birmanischer Asketensekten vgl. das textlich und illustrativ gleich hervorragende Werk von M. und B. Ferrars Burma (London 1901), p. 39.



Abbildung 14

Feiertags-Abendandacht in einem Dorfkloster. Kettha bei Homalin, Oberbirma.

U Kanti (Abb. 15), der ohne seiner Würde viel zu vergeben, eine ungemein rührige, auch finanziell ergiebige Tätigkeit entfaltet.

Geeignete Fürsprache ermöglichte es uns, die kostbaren Reliquien außerhalb ihres finsteren Gewahrsams zu sehen. Sie wurden über den Hof in eine lichte Halle gebracht, und ehrfurchtsvoll wurde ihr Träger mit dem goldverzierten Würdeschirm auf seinem Wege überdacht. Ihm nach drängten fromme Beter, wie sie zu allen Tagesstunden vor dem Heiligtum der Pagode in Lichterglanz und Blumenduft auf den Knien liegen. Es wurde ihnen gestattet, an der Besichtigung teilzunehmen, und inbrünstig sanken Männer und Frauen, Kinder und Nonnen mit Blumengaben vor den Aschenbrandresten des Erhabenen nieder, die nur einmal im Jahr dem Volk in dieser Halle in einem Glasgehäuse zur Verehrung ausgesetzt werden. Ein goldener lotusförmiger Aufsatz mit Kuppeldeckel ist zu ihrer Aufnahme angefertigt worden; daneben stellte man die Abbildung des Bronzebehälters[1]), der in Peshawar geblieben ist (Abb. 16).

Wir haben eben der Nonnen Erwähnung getan. Sie führen in Birma kein durch strenge Ordensvorschriften geregeltes Klosterleben und befolgen eine ähnliche Lebensweise wie die außerhalb des Klerus stehenden Eremiten und Wanderasketen. Gleich diesen tragen sie Gewänder von fahler, rötlichgelber Färbung, in der so häufig auch die Büßer und Einsiedler in Vorderindien gesehen werden. Das Nonnengewand entspricht der Mönchsrobe: über der Lendenbekleidung ein Tuch als Rock um den Unterkörper und ein großer Umschlag für den Oberkörper; dazu aber kommt eine Jacke. Das Haupthaar ist wie bei den Mönchen kurz geschoren, so daß der Fremde leicht glauben kann, einen Mann vor sich zu haben.[2])

Wöchentlich einmal ziehen die Nonnen mit einem Korb oder einer großen Schale auf dem Kopf zum Sammeln von Lebensmitteln für ihren Unterhalt aus (Abb. 17). In einzelnen ihrer Klöster wird Schulunterricht für Mädchen erteilt, die meisten Nonnen aber sind Analphabeten. Wo sie sich in der Nähe von Mönchsklöstern niederlassen, besorgen sie für diese unterwürfig wie die Laienwelt aller-

---

[1]) Er trägt die Reliefgestalten Buddhas, des Königs Kanishka und mehrerer Götter; auf dem Deckel Buddha mit zwei Bodhisattva in Vollplastik. Vgl. D. B. Spooner, Archaeol. Survey of India, Annual Report 1908—9, p. 38—59.

[2]) Kurt Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal (Leipzig 1903) bringt p. 38 das Bild einer Nonne und erklärt es als „Pungi mit silberner



Abbildung 15

Der Eremit U Kanti auf dem Wallfahrtshügel bei Mandalay mit dem typischen Ordenshut in vergoldeter Lackarbeit (von ihm dem Münchener Museum für Völkerkunde geschenkt).



Abbildung 16

Verehrung von Buddha-Reliquien in der Arakan Pagode, Mandalay.



Abbildung 17
Birmanische Nonne mit dem zum Einsammeln von Lebensmittelspenden bestimmten Tragkorb.

hand kleine Dienste. In der allgemeinen Achtung stehen sie hinter den Mönchen weit zurück. Die kanonische Literatur mit ihren wenig galanten Urteilen über das Frauengeschlecht erschließt ganz ähnliche Einblicke; hierin ist also seit den Tagen Buddhas so ziemlich Alles beim Alten geblieben.

Um übrigens die Betätigung der birmanischen Frau innerhalb der ganzen religiösen Sphäre richtig einzuschätzen, muß man zunächst diese selbst zu verstehen trachten. Mit dem Schlagwort „Buddhismus" allein ist es um so weniger getan, als sich hier in unseren landläufigen Anschauungen zu viel Einseitiges, Schiefes einnistet. Es wird leicht vergessen, daß der Buddhismus denselben Weg zurückgelegt hat wie andere Weltreligionen, daß also die Grundlehren des Stifters im Laufe der Jahrhunderte verändert und verwässert worden sind. Für das Volk, das theoretischen Erörterungen kühl gegenüber steht, bedeutet „Atheismus" und „Pessimismus", so gewichtig diese Begriffe für die geschichtliche Analyse der Buddha-Lehre sind, herzlich wenig, und auch über die subtile Nirvāṇa-Idee, um die so viele Federn stumpf geschrieben worden sind, zerbricht man sich kaum je den Kopf. Andererseits zeigen sich dem geschärften Auge höchst merkwürdige Reste jener Glaubensvorstellungen, über die der Buddhismus in Ausübung seiner missionierenden Aufgabe — die in Birma noch lange nicht zu Ende geführt ist — seine Kulturschicht zu breiten verstand.

Schale zum Reissammeln". Schon die Jacke hätte den Irrtum ausschließen müssen; außerdem trägt kein Pongyi eine Edelmetallschale beim Bettelgang. Auch die Abbildung p. 39 „Frau aus Katschin" bedarf einer gründlichen Richtigstellung — man sieht, welche Vorsicht bei der Verwertung von Text und Bildmaterial gar zu eiliger Reisender am Platze ist.

So darf man also auch nicht etwa in der Birmanin eine Hüterin der reinen Buddha-Lehre suchen. Für das ganze birmanische Volk steht, wenn auch im Hintergrund und ohne offenkundliche Betonung, neben Buddhas hehrer Gestalt und neben den wohlwollenden Genien, die aus den indisch-buddhistischen Heiligenscharen übernommen wurden, ein Heer unheimlicher Geister, die der Buddhismus nicht bannen konnte und wollte, sondern mit anpassungsfähiger Duldsamkeit unter seinem Mantel geborgen hat. Zu diesen vielgefürchteten „Nat" gesellen sich noch ständig neue Gespenster: die Geister gewaltsam getöteter oder durch Unfall gestorbener Menschen, die an der Stätte ihres Todes „umgehen" und durch Opfer, bisweilen sogar durch regelrechte Feste, beschwichtigt werden. An alledem wird der buddhistische Mönch zwar keinen offiziellen Anteil nehmen, aber auch er bleibt doch ein Kind seines Volkes und wird diesem und anderem Aberglauben gegenüber mitfühlend ein Auge zudrücken. In den Nördlichen Shan-Staaten begrüßten wir als Oberhaupt eines Klosters einen 75 jährigen Greis (Abb. 18), dessen Brust und Arme mit einer Unzahl erhöhter Punkte durchsetzt waren; es sind unter die Haut eingelassene kleine Silbermünzen, Amulette gegen Hieb-, Stich- und Schußwaffen! Diese runden Metallstückchen in der Größe etwa unserer alten silbernen Zwanzigpfennig-Münzen heißen „set" (geschrieben cak = sanskrit cakra „Rad") und zeigen leicht eingraviert vier Silbenzeichen, bei deren Zusammenstellung verschiedene Schemata möglich sind. Die Mühe, einen Sinn herauszulesen, wäre vergeblich; solcher mystischer Bannsilben bedient man sich auch in Ostasien und am allermeisten in Tibet, wobei die indische Herkunft unzweifelhaft hervortritt. Wenn die Shan an eine Deutung glauben, die von Tiernamen in den Erzählungen von Buddhas früheren Existenzen ausgeht, [1]) so ist das eine durchsichtig sekundäre Erklärung. In den Nördlichen Shan-Staaten sagte man uns, daß es sich bei der Sache um eine von der alten Birmanen-Siedelung nahe Lashio übernommene Sitte handle, während man anderwärts die Priorität für die Shan in Anspruch nimmt. Die Amulette werden, bevor man sie unter die Haut schiebt, ein bis zwei Jahre lang in eine rotgefärbte Mischung aus Bienen-

[1]) L. Milne and W. W. Cochrane, Shans at home (London 1910, ein warm und sachkundig geschriebenes Buch), p. 67; Ferrars a. a. O. p. 13; 144



Abbildung 18

Buddhistischer Klosterabt mit in die Haut eingelassenen Amuletten. Kyaukme bei Hsipaw, Nördl. Shanstaaten.

wachs und Sesamöl gelegt. Die Vermutung liegt nahe, daß der gute Alte, den wir in Hsipaw photographierten, wohl erst in späteren Jahren nach einer bewegten Jugend, in der ihm jener Zauber als wünschenswerter Besitz erschien, den Weg der Weltflucht beschritten hat. Freilich waren unter den Banden, die in den letzten Jahren



Abbildung 19

Festlich aufgeputzte Nat (Geister) -Figuren. Mandalay.

der zerrütteten Königsherrschaft und noch nach Beginn der britischen Regierung das Land als patriotische Rebellen unsicher machten, auch Mönche gewesen.[1])

Ruft man sich ins Gedächtnis, wie vortrefflich es Buddha verstanden hat, mit altüberkommenen Volksanschauungen zu paktieren, so wird man keinen besonderen Anstoß daran nehmen, daß auch der birmanische Mönch unserer Tage sich nicht dagegen sperrt,

---

[1]) Hierüber John Stuart, Burma through the centuries (London 1909), p. 174 ff. und Charles Crosthwaite, The pacification of Burma, namentlich p. 37 ff. Siehe auch Gazetteer of Upper Burma and the Shan States (Rangoon 1900/01) I, 2, p. 79—82; Shway Yoe (Sir George Scott), The Burman (London 1910), p. 43 f. — Die Wirkung eines ganz ähnlichen Unverwundbarkeitszaubers will schon Marco Polo festgestellt haben; s. H. Yule's 2. Ausg. (London 1875) II, p. 241 f.; 244.

durch fromme Sprüche dem von Geistern drohenden Unglück entgegenzuwirken, und daß er auch keinen Einspruch dagegen erhebt, wenn die grotesken Figuren einzelner „Nat" sich in unmittelbarer Nähe von Buddha-Statuen aufpflanzen und hier ihres regulären Kultes harren. Die Frauen schließen sich hiervon durchaus nicht aus; ja es gibt „Nat-Kadaw", die als den Nat Vermählte ihnen Opfer darbringen und ekstatische Tänze vor ihnen aufführen. Abbildung 19 zeigt mit Seidentüchern festlich aufgeputzte Nat-Figuren, in einer Bambusbaracke auf ein Podium gestellt, und vor ihnen treten (Abb. 20) die Nat-Weiber in der für jeden Nat eigens vorgeschriebenen Kleidung zum Tanze an. Mit diesem Beruf verbinden sie häufig den des Wahrsagens, und auch hierbei verstehen sie, aus ihren „Gatten" an Wallfahrtsplätzen und bei anderen passenden Gelegenheiten Kapital zu schlagen.

III.

Greifen wir nunmehr von den übrigen Stämmen Birmas zunächst jene heraus, die sich zum Buddhismus bekennen — ein Kriterium, das auf die ganze zivilisatorische Entwicklung bestimmenden Einfluß ausübt — so stehen die Shan als größte und zugleich kulturell vorgeschrittenste Masse voran. Der letzte Zensus (1911) beziffert sie mit 996,946 Personen. Ihr jetziges Verhältnis zu den Birmanen leistet einer falschen Auffassung ihres Werdeganges insofern Vorschub, als man aus ihrem Bestreben, sich den Birmanen anzugleichen, leicht den Schluß zieht, daß diese schlechthin als die Besitzer einer älteren, für die Shan vorbildlichen Kultur zu gelten haben. Zu einem vorsichtiger abwägenden Urteil befähigt erst ein historischer Rückblick.[1])

Die Shan nennen sich selbst Tai = Freie; wann und wie der Name Shan für sie in Aufnahme gekommen ist, konnte bis jetzt nicht enträtselt werden. In ihren verschiedenen Abzweigungen, die sich mit einer Unzahl Sondernamen belegen, bilden sie den am

[1]) Vgl. zum Folgenden W. W. Cochrane im einleitenden Kapitel bei Milne a. a. O. und Gazetteer of Upper Burma I, 1 p. 187 ff. — Das neuere Buch von Cochrane, The Shans (Rangoon 1916), zu dem wir auf Wunsch des Verfassers, der uns s. Z. hilfreich an die Hand ging, Abbildungen beisteuerten, ist uns leider nur aus der Besprechung (Journal of the Royal Asiatic Soc. 1917) bekannt geworden.

weitesten verbreiteten und zugleich zahlreichsten Volksstamm der hinterindischen Halbinsel. Shan-Gruppen finden wir — abgesehen von den verstreut unter der birmanischen Bevölkerung lebenden — in Assam, wo im 13. Jahrhundert das große Shan-Reich der Ahom bestand, und an der West- und Nordwestgrenze Birmas; kompakter sind



Abbildung 20

Tanz der Nat Weiber vor den Figuren von Abb. 19.

sie im Nordosten und Osten Birmas als kleinere und größere Einzelstaaten zusammengeschlossen in den sog. Nördlichen und Südlichen Shan-Staaten. Von hier greift ihr Volkstum zur chinesischen Grenzprovinz Yünnan über, zu den Laos-Staaten und vor allem nach dem Königreich Siam, dem einzigen noch unabhängigen Reich der Tai-Gemeinschaft. In der Sprache sowohl, wie in der Schrift — die vom Birmanischen übernommen ist — haben sich solche Verschiedenheiten herausgebildet, daß sich ein Siamese mit Mühe und Geduld wohl mit seinem entlegensten Stammesgenossen, dem Hkamti-Shan an der assamesischen Grenze, verständlich machen kann, aber nicht mit dem ihm unmittelbar benachbarten Lao-Shan;

hinwiederum ist die Schrift der Hkamti und der Siamesen am weitesten verschieden.

Die Shan stammen aus dem südwestlichen China und haben sich dort zu einem gesonderten Volkswesen entwickelt. Aus der Einheitlichkeit der jetzt so weit verstreuten Shan-Stämme läßt sich schließen, daß sie schon in China kulturell und politisch eine gewisse Höhe erreicht hatten. Jahrhunderte hindurch behaupteten sie sich in Yünnan als die vorherrschende Macht. Über ihr frühestes Auftreten in Birma weiß man wenig; es mögen schon in vorchristlicher Zeit Einbrüche der Shan erfolgt sein. Die birmanische Überlieferung berichtet von zwei großen militärischen Expeditionen der „Tayok" aus Yünnan, von denen eine kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung, die andere ungefähr 240 n. Chr. erfolgte. Tayok ist das birmanische Wort für Chinesen; da diese aber erst im 13. Jh. Yünnan eroberten, können nur die Yünnan-Shan gemeint sein, die auch später noch öfter als „Tayok" in der birmanischen Geschichte auftauchen. Noch jetzt werden die an der Nordostgrenze wohnenden Shan, die als Handwerker und Händler Birma durchwandern „Shan-Tayok"=chinesische Shan genannt. Die Haupteingangspforte war jedenfalls das Tal des Shweli, eines aus dem Yünnan kommenden Nebenflusses des Irrawaddy, der bei Namhkam die Grenze überschreitet. Dieses Tal wurde von den Shan wahrscheinlich lange Zeit kultiviert und dicht bevölkert. Im 6. Jahrhundert scheint sich ein starker Einwanderungsstrom von den Yünnan-Bergen ins Shweli-Tal und dessen Umgegend ergossen zu haben. Von dem Shan-Namen des Shweli „Nam Mao" (nam = Wasser) haben seine Anwohner die Bezeichnung „Mao-Shan" erhalten. Sie gründeten anfangs des 7. Jahrhunderts das mächtige Mao-Shanreich, das sich bis in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts erhielt und das ungefähr gleichaltrige Shan-Reich Nan-chao (=südliches Reich) mit der Hauptstadt Talifu überflügelte. Letzteres fiel 1254 der Mongoleninvasion unter Kublai Khan zum Opfer; es umfasste Yünnan, Teile der Provinzen Szechuen und Kuangsi und erstreckte sich einerseits über Oberbirma und Assam bis zum vorderindischen Magadha-Reich, dessen Hauptgebiet im heutigen Bihār lag, andererseits bis gegen Tonkin und Kambodscha.

Vom Nam Mao aus verbreiteten sich die Shan über die jetzigen Shan-Staaten Birmas, dann nördlich ins Hkamti-Gebiet, in das Land

westlich vom Irrawaddy bis zum Chindwin und zur Assam-Grenze und eroberten später Assam selbst. Im 13. Jahrhundert scheint das Mao-Reich seinen Zenith erreicht zu haben. Wenn wir von der Mongolen-Invasion hören, die 1284 das Pagan-Reich in Birma zu Fall brachte und hierbei das Mao-Reich unberührt ließ, so darf man wohl unter jenen Mongolen — die birmanische Überlieferung spricht wieder von „Tayok" — die aus Yünnan verdrängten oder vielleicht gar den Mongolen verbündeten Shan vermuten. Wenig später ward das birmanische Reich in Staaten aufgeteilt, in denen sich Shan-Fürsten zu Herrschern aufwarfen. Wie in Oberbirma, so vermochten auch im Süden sich Shan-Abenteurer auf den Thron zu schwingen; Martaban und Pegu hatten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Shan-Fürsten. Somit stand vom Ende des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ganz Birma, Arakan ausgenommen, unter Shan-Herrschaft. Die Befreiung kam von dem Vertreter einer obskuren Dynastie, die sich ein Reich in Toungoo (gespr. Taungu) aufgerichtet hatte; der junge Fürst Tabin Shweti hielt sich für den berechtigten Nachfolger der alten birmanischen Könige und unternahm es mit Erfolg, sein vermeintliches Erbe zurückzuerobern. Mit dem 14. Jahrhundert hatten auch schon chinesische Angriffe auf die Mao-Shan begonnen. Eingekeilt nun zwischen Chinesen und den wieder erstarkenden Birmanen verlieren die Shan mehr und mehr von ihrer nationalen Selbständigkeit, und innere Zwistigkeiten tun das Letzte, um die Shan-Geschichte vollends mit der birmanischen zu verquicken.

Die Shan sind sämtlich Buddhisten[1]) — seit wann, ist unbekannt; sicher aber waren sie es schon im 11. Jahrhundert zur Zeit Anawratas, des berühmten birmanischen Königs und religiösen Reformers, der eine Tochter des Mao-Shan-Herrschers zur Frau nahm. Anscheinend war aber ihr Buddhismus ziemlich korrupt, da im 16. Jahrhundert ein anderer birmanischer König den Shan am oberen Irrawaddy religiöse Reformen aufzwang. Noch heute wird die buddhistische Lehre bei den unter birmanischem Einfluß stehenden Shan weit gewissenhafter beobachtet, als bei den Shan an der Ostgrenze gegen Siam und in Yünnan.[2])

[1]) Über ganz vereinzelte Ausnahmen macht H. R. Davies, Yün-nan, the link between India and the Yangtze (Cambridge 1909) p. 205; 383 f. Mitteilung.

[2]) Eine besondere Sekte, Sawti genannt, die ihren Hauptsitz in Namhkam

Die Shan sind ein ruhiges, gutmütiges, heiteres Volk von kräftigem, untersetztem Körperbau, etwas kleiner als die Birmanen



Abbildung 21

Dorfvorstand (50 Jahre alt) mit der jüngeren (16 Jahre) seiner beiden Frauen, nahe Lashio. Nördl. Shan-Staaten.

(Abb. 21). Der Gesichtsschnitt ist breiter, die Augen ein wenig schräger gestellt, die Gesichtsfarbe heller, im Ganzen bemerkt man eine

---

hat, kümmert sich um Klöster und Mönche überhaupt nicht (Gazetteer o' Upper Burma II, 2, p. 601, 603) und hat auch den alten Shan-Kalender mit 360 Jahrestagen beibehalten (J. N. Cushing, Elementary Handbook of the Shan language[2] [Rangoon 1906], p. 52).

Annäherung an den chinesischen Typ. Den Frauen fehlt zwar die Beweglichkeit und das pikante Wesen der Birmaninnen, aber mit ihrer frischen Gesichtsfarbe, die bei manchen Stämmen, z. B. den Namhkam-Shan, sogar rosig angehaucht ist, ihrer kräftigen, dabei geschmeidigen Figur und ihrem liebenswürdigen, frohen Wesen erscheinen sie ungemein sympathisch. Sie werden bei vorrückendem Alter nicht so hager wie die meisten Birmaninnen und bewahren ihren freundlichen Gesichtsausdruck (vgl. Abb. 22). Die Kleidung ist im Wesentlichen die gleiche, wie die birmanische, jedoch erzeugt die hochstehende Webkunst eigene Muster und Farbenstellungen. Leider wirkt aber der birmanische Einfluß schon sehr nivellierend, und selbst in entlegenen Gebieten der Shan-Staaten gilt, namentlich bei angesehenen Personen, für die Festkleidung die birmanische Tracht als vornehmer. So hatte auch die junge Frau des Dorfvorstandes von Lashio (Abb. 21) eiligst ihren Acheik-Tamein umgelegt, als sie sich für eine photographische Aufnahme bei uns aufstellen sollte. Den richtigen Shan-Rock, quer gestreift, trägt die Alte auf Abb. 22. Ein merklicher Unterschied tritt vor allem darin hervor, daß die Birmanin den Kopf unbedeckt läßt, während ihn die Shan-Frau mit einem Turban umwindet, der je nach der Stammessitte weiß, farbig quergestreift oder einfarbig mit Endbordüren ist; darunter ist das Haar schmucklos in einem Knoten auf dem Scheitel aufgesteckt. Zum Schutz gegen Regen und Sonne trägt man einen großen glockenförmigen Hut, der aus Bambusstreifen und den Blattscheiden des Riesenbambus verfertigt



Abbildung 22

Alte Shan-Frau. Hmanbin am oberen Chindwin.

ist; zur Feldarbeit wird er ganz allgemein, auch bei den Birmanen, benutzt. In den Nördlichen Shan-Staaten hat er einen spitzen, zuckerhutförmigen Kopf, in den südlichen kommt neben diesem auch die kuppelförmige Rundung vor; bessere Stücke verziert man mit Silberdraht und bunten Seidenfäden. Die Männer bevorzugen als Sonnenschutz in der trockenen Jahreszeit breitrandige schlappende Hüte aus Strohgeflecht, die in Yünnan gemacht sind (vgl. Abb. 21). Von der Kleidung der Männer ist nicht viel zu sagen: die lose, seitlich geschlossene Jacke und die sackigen weiten Hosen, eine chinesische Kleiderform, sind nicht nur bei den Shan, sondern auch bei allen in Reichweite ihres Kulturkreises wohnenden Bergvölkern das einheitliche Männergewand.



Abbildung 23
Tasche aus dem Hkamti-Shan-Gebiet. 1/7 nat. Grösse.

In der Weberei hätten es die Shan-Frauen sicher nicht nötig, bei ihren birmanischen Schwestern eine Anleihe zu machen, denn sie verfügen über eine reiche Mannigfaltigkeit kunstvoller Web- und Wirkarbeiten, die ihren Einfluß auf die Textilkunst der benachbarten Bergvölker nicht verfehlen. Besonders gilt das für die Umhängetaschen. Bei den Hkamti-Shan im Nordwesten werden sie mit einer Fülle stilisierter Tier- und Pflanzenmotive geziert, und die dort wohnenden Kachin tragen sie ebenfalls und ahmen sie auch nach (Abb. 23). In den Südlichen Shan-Staaten sind es die im Umkreis des Inle-Sees gefertigten Taschen (Abb. 24—25), die man dort nicht nur bei den Shan, sondern auch bei den meisten unzivilisierteren Stämmen der Umgegend (vgl. Abb. 30) sieht. Sie sind eine Mischung von Web-, Wirk- und Stickarbeit, mit Sternen aus dem weißen Samen von Coix lacryma (Hiobstränen) benäht. Außerdem entstehen auf den Webstühlen (Abb. 26) der geschickten

Shan-Frauen Stoffe für Röcke, Umschlagtücher etc. in mannigfacher Köpermusterung, in Bindfärberei und in golddurchwirkter Seidenweberei. Bei den nördlichen Shan, namentlich bei den Namhkam-Shan dicht an der Ostgrenze, finden wir an Röcken, Umschlag- und Turbantüchern, an Bettdecken und Matratzenstoffen eine Menge geometrischer Muster, die ihre chinesische Abkunft verraten. Die Namhkam-Shan wohnen ja an der alten Einlaßpforte der Shan-Einwanderung aus China; und wenn sie auch durchaus zu den nördlichen, d. h. birmanischen und nicht zu den chinesischen Shan gezählt zu werden wünschen,[1] so verbindet sie doch gerade mit diesen ihre materielle Kultur, wie namentlich die Arbeiten der Silberschmiede und die Webkunst der Frauen[2]) zeigen.



Abbildung 24
Frauentasche vom Inle-Distrikt, Südl. Shan-Staaten
1/6 nat. Grösse.

Die Namhkam-Shan sind besonders hellfarbige und kräftige Leute. Im Äußern und in der Gewandung heben sie sich von den übrigen Shan in Birma ab; aber auch von den Yünnan-Shan sondern sie sich zu ihrem Vorteil durch mancherlei, was sie dem birmanischen Vorbild verdanken. Während letztere nach chinesischer Art ihre nicht eben hervorragend sauberen Häuser auf ebener Erde errichten und Schweine halten, bauen jene die üblichen Pfostenhäuser, deren Umgebung ansprechend reinlich ist. Die Frauen sind meistens recht hübsch; die Alltagstracht (Abb. 27) ist ziemlich düster, schwarz ist sowohl für Rock und Turban wie für die mit Stehkragen versehene Jacke die gebräuchliche Farbe. Belebt wird

---

[1]) Gazetteer of Upper Burma II, 2, p. 601.

[2]) Vgl. das wohlbegründete Lob bei John Anderson, Mandalay to Momien (London 1876), p. 298 f.

sie bei der Festkleidung durch die farbenbunten geometrischen Seidenmuster der Turbanenden und der unteren Rockhälfte. Am Rock sind vertikale Felder verschiedener Haken- und Rautenmuster, unten begrenzt von geflochtenen Börtchen aus vergoldeten, lederähnlichen Papierstreifen, denen sich häufig noch eine Reihe



Abbildung 25
Herstellung des Grundgewebes für Taschen wie Abb. 24. Ngwedaung, Karenni-Staaten.

silberner Gehänge oder kleiner Schellen anschließt; den Endrand bilden schwarze Samtblenden. Der Silberschmuck am Halse beschränkt sich auf kleine Schließen am Stehkragen der Jacke; zuweilen werden lange Silbergehänge, wie bei den Shan in China, mit Zahnstocher, Ohrlöffel, Nadelbüchschen usw. an der linken Jackenseite oberhalb der Brust befestigt. Ein typisches Schmuckstück der Namhkam-Shan-Frauen — jedenfalls auch von den chinesischen Shan übernommen [1]) — ist der breite, manschettenförmige Silberarmreif,

[1]) Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 205.

der mit Filigran-Ornamenten und großen Kugeln verziert ist. Auf Abb. 28 sind mit diesem Schmuckstück beide Arme einer Frau versehen, die, obwohl in Namhkam-Shan-Tracht, durch ihren Gesichtsschnitt und gedrungeneren Körperbau merklich von der typischen Namhkam-Shan-Frau auf Abb. 27 absticht. Sie gehört mit

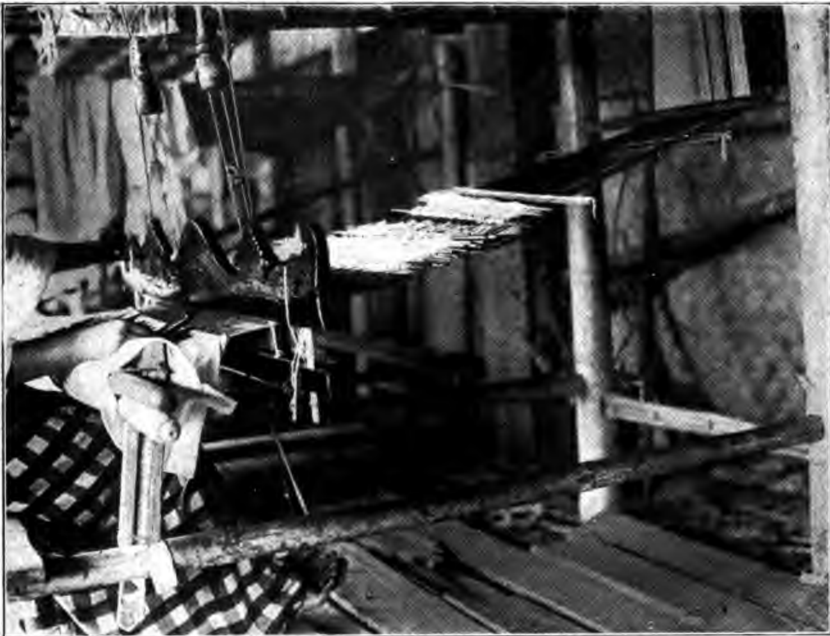


Abbildung 26
Webstuhl einer Seidenweberin, Kenghkam am Inle-See; Herstellung eines silberdurchwirkten Seidenrocks.

ihren Begleitern zu den Hohsa (birm. Schreibung: Hotha)-Shan, die ihre Heimat in Yünnan, nahe der birmanischen Grenze, nordöstlich von Bhamo haben.[1]) Sie bilden dort die Hauptmasse der Bewohner des kleinen Tales Mönghsa, das die beiden Staaten Hohsa und Lahsa umschließt. Da der Boden des Landes nicht genügende Nahrung für die noch durch chinesischen Zuzug stetig

[1]) Vgl. zum Folgenden J. Coggin Brown, The A-ch'ang (Maingtha) tribe of Hohsa-Lahsa, Yünnan. Journal and Proceedings Asiatic Soc. of Bengal, N. S. 9 (1913), p. 137—148 u. die dort vermerkte Literatur. Unsere Abbildung 28 ist das einzige uns bekannte Bild einer Hohsa-Frau; ein Mann ist abgebildet bei H. R. Davies, Yün-nan, p. 26; vgl. auch den Text hier p. 395 f.

wachsende Bevölkerung liefert, wandern viele in das benachbarte Hinterindien aus. In der trockenen Winterszeit durchziehen diese Leute Birma als Silberarbeiter, Schmiede, Stein- und Erdarbeiter und sind dort unter dem Namen „Maingtha" bekannt, der eine Adaptierung des Shan-Namens ihres Heimatlandes Mönghsa ist (Möng=Land, Stadt). Der Zensus von 1911 verzeichnet 401 in Birma ansässige Hotha-Shan. Dieser Name hat für das Völkchen, das auf Grund neuerer Untersuchungen zur Kachin-Gruppe der Tibeto-Birmanen zu stellen ist, eigentlich keine Berechtigung, obwohl er von ihm selbst angewendet wird; auf eindringliches Befragen erhält man auch das Zugeständnis, daß der Stamm nicht zu den Shan zählt. Auch die Herrscher der beiden Staaten, die sich von chinesischen Vorfahren ableiten, sind dieser Ansicht. Der richtige Stammes-Name ist Achang oder Ngachang; lange Zeit haben verschiedene Forscher sich mit dem Rätsel ihrer Abstammung befaßt, die durch den Übertritt zum Buddhismus und durch das Untertauchen in chinesischer und Shan-Kultur verschleiert ist. Sie sprechen Shan, viele verstehen auch ebenso gut chinesisch; daneben haben sie aber noch einen eigenen Dialekt, der mit den Sprachen der Zi, Lashi und Maru verwandt ist, und das sind Volksgruppen, die von der birmanischen Einwanderungswelle in den Hochländern des Irrawaddy-Quellflusses Nmaikha zurückgeblieben sind und in sich birmanische und Kachin-Elemente vereinigen.[1]) Von solchen Beziehungen wollen freilich die Achang nichts wissen; als zivilisierte eifrige Buddhisten lehnen sie jede Gemeinschaft mit den verach-



Abbildung 27
Namhkam-Shan-Frau, Momauk bei Bhamo, Ober-Birma.

[1]) Damit ist eine im Prinzip schon von J. N. Cushing, Shan and English dictionary (Rangoon 1881), p. (6) entwickelte Ansicht des näheren begründet.

teten Yeyên (= wilden Menschen) — wie die Chinesen die Kachin und ihre unkultivierten Verwandten nennen — ab. Immerhin bewahren sie, wie wir unweit Bhamo von einer Frau aus Hohsa erfuhren, eine Tradition, daß sie vor 300 Jahren von Nordwesten in ihre jetzigen Wohnsitze gekommen seien. Zur Stütze der Scheidung zwischen Yünnan-Shan und Achang verweist J. C. **Brown**



Abbildung 28

Achang (Hohsa-Shan) in der chinesischen Shan-Siedelung von Namhkam, Nördl. Shan-Staaten.

(a. a. O. p. 140) auf den Unterschied in physischen Merkmalen und in der Frauenkleidung, den John Anderson[1]) feststellt. Danach ergibt sich eine Gewandung von der Art, wie wir sie bei den ebenfalls zu den Tibeto-Birmanen gehörigen Lishaw (unten Abschnitt IX) kennen lernen werden. Diese heimische Gewandung ver-

[1]) a. a. O. p. 293. (Brown zitiert nach Anderson's uns unzugänglichem Report on the expedition to Yunnan via Bhamo, Calcutta 1871, wohl nur einem Vorläufer des oben p. 47 Anm. 2 angeführten Buches.)

liert sich bei der Grenz- und Wanderbevölkerung der Hohsa mehr und mehr in der Richtung der Shan-Tracht.

Die Yünnan-Shan-Frauen (Shan-Tayok) tragen schmucklose dunkelblaue Gewandung aus selbsterzeugtem Baumwollstoff. In der



Abbildung 29
Yünnan-Shan-Frau, Momauk bei Bhamo.

Festkleidung aber überbieten sie an Farbenreichtum und Schmuck weitaus ihre Nachbarinnen von Namhkam, die ja eigentlich nur die in der Ausstattung modifizierte Tracht ihrer Yünnan-Schwestern übernommen haben. Die Röcke glitzern und leuchten in den bun-

testen golddurchwirkten Seidenmustern; die Jacken sind aus weißem Baumwollstoff oder aus farbiger Seide mit reich gestickten Ärmelaufschlägen, auch die Schuhe sind bestickt. Ganz eigenartig wirkt der hoch aufgetürmte Turban von dunkelblauer oder schwarzer Farbe, dessen endlose Stofflänge (7—8 m) in Spiralen aufgewunden wird. Das ist eine zeitraubende Mühe, und darum bewahrt man



Abbildung 30

Basar in Kalaw, Südl. Shan-Staaten. Shan-, Taungyo- und Taungthu-Frauen und -Mädchen. Links seitlich und rechts im Hintergrund Inder.

den einmal hergerichteten Turban sorgsam auf. Das prunkvolle Festgewand, in dem die Shan-Tayok-Frau auf Abb. 29 erscheint, ist jetzt im Münchener Museum ausgestellt. Die Jacke ist aus karmoisinroter chinesischer Seide; sie hat breite weiße Ärmelaufschläge mit chinesischer Seidenstickerei. Ein Gürtel aus hellgrüner Seide mit langen Quasten fällt über den reich durchwirkten, von Silbergehängen umzogenen schwarzen Rock. Das hohe Turbangebäude schmücken vorn und seitlich drei einzelne vergoldete Silberornamente chinesischen Stils mit Blumen und Drachen. Das

kleine Mädchen in birmanischer Tracht ist das Kind einer Namhkam-Shanfrau.

Die Shan-Frauen sind nicht minder selbständig und arbeitsam als die Birmaninnen. Emsig gehen auch sie dem Handel nach und sind pünktlich auf den im fünftägigen Turnus abgehaltenen Basaren zu treffen (Abb. 30). Solche Märkte bieten mitunter gerade an ganz



Abbildung 31
Basar in Yawnghwe, Südl. Shan-Staaten.

entlegenen Orten für gezählte Stunden eine wahre Völkerschau, bei der die hervorstechenden Frauentrachten verschiedener Bergstämme inmitten der einförmigen Männertypen eine erfrischende Note bilden. In dem gleichmäßig arbeitsreichen und freudearmen Alltagsleben der meisten Bergbewohnerinnen bedeutet ein Basartag eine willkommene Abwechslung; mit dem Erlös für die von ihnen zu Markt gebrachten Feldfrüchte, Indigo u. a. m. vermögen sie ihre Bedürfnisse für den Haushalt zu bestreiten. Da sieht man nun alles mögliche feilgeboten (Abb. 31); neben den heimischen

Produkten und gewerblichen Erzeugnissen haben sich europäische Waren — bei unserm Besuch noch Faberbleistifte, Taschenmesser und anderes „made in Germany“ — den Markt erobert. Für die leibliche Stärkung sorgen lange Reihen überdachter Stände mit Gerichten aus einheimischen Garküchen, Büchsenkonserven und Süßigkeiten europäischer Herkunft. Besonders begehrt sind die zum Betelgenuß benötigten Areka-Nüsse und Betelblätter; neben einheimischem Tabak liegen die bekannten Sicherheitszündhölzer, und trotz der reichfließenden birmanischen Erdölquellen am Irrawaddy spielt die amerikanische Petroleumblechbüchse eine große Rolle, da das birmanische Produkt ungenügend raffiniert ist. Reis ist selbstverständlich die Hauptstapelware. Der Fleischmarkt ist gut beschickt; Schweine liefern die Bergvölker, Großvieh der chinesische Schlächter. Unter den Verkaufswaren der Basarhändler wird auch essbare Erde feilgeboten oder genauer gesagt grauer, gelber und rötlicher Ton.

Das Erde-Essen — und zwar nicht nur aus Hunger, wie es aus dem bolschewistischen Rußland unserer Zeit die Tagespresse in krassester Form meldet — ist weit über die Erde verbreitet. Schon Alexander von Humboldt hat es von südamerikanischen Indianern berichtet, hierbei aber gleich auf deutsche Parallelen hingewiesen. Auch unsere Bergarbeiter können davon erzählen, und in den Sandsteingruben des Kyffhäuser strich man feinen Ton als „Steinbutter“ auf das Brot. Die Bevorzugung des Erdgenusses seitens schwangerer Frauen ist in der Geschichte der Medizin viel belegt und in Vorder- und Hinterindien gleicherweise bekannt. Krankhafte Begierde scheint der Hauptgrund zu dieser schlimmen, die Blutleere befördernden Gewohnheit zu sein. Manche als „Reisbauch“ erklärte Anschwellung im Kindesalter dürfte auf sie zurückzuführen sein.[1])

Die im Handel gebrauchten Maße und Gewichte[2]) beginnen theoretisch mit lächerlich geringen Einheiten: Längenmaße mit einer

---

[1]) Näheres über die Sitte bei R. Lasch, Mitt. d. anthr. Ges. Wien **28** (1898), p. 214 ff.; D. Hooper and H. H. Mann, Earth-eating and the earth-eating habit in India: Memoirs of the Asiatic Soc. of Bengal **1**, Nr. 12, p. 249—70. Über Erdessen der Chin: Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 472; javanische Figürchen aus eßbarem Ton: H. H. Juynboll, Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums 9 (Leiden 1914), p. 178.

[2]) Vgl. F. Noetling, Z. f. Ethnologie **28** (1896), p. (40) ff.

Haaresbreite, Hohlmaße mit einer Kornähre, die auf 200 Körner taxiert ist — in der Praxis aber setzt man bei höheren Werten ein. Am raffiniertesten ist die Gewichts - Skala eingeteilt. Sie beginnt — die ganze pedantische Klassifizierung ist natürlich Vorderindien abgelauscht — mit Atomen, die nicht für gewöhnliche Sterbliche sondern nur für Nat - Deva, d. s. himmlische Geister, sichtbar



Abbildung 32
Gewichte aus Birma und den Shan-Staaten. Obere Reihe 1/4, untere 1/8 nat. Grösse.

sind. Dann erst kommen Stäubchen, die man im Sonnenstrahl flimmern sieht, und so setzt sich das irreale Schema fort, bis man mit den Samenkörnern der Paternoster-Erbse (Abrus precatorius) bei der Wirklichkeit angelangt ist (2 Abruskörner sind mit 0,53 gr bewertet). Diese sieht man tatsächlich als Ergänzungsgewichte für Gold- und Silberwagen in Verwendung. Sehr bedauerlich ist es, daß die hübschen Figurengewichte (Abb. 32), die in Birma und den Shan-Staaten, wie auch in Siam gebraucht wurden, allmählich zur Seltenheit werden; in Birma sind sie für den allgemeinen Gebrauch verboten, und so kommen sie höchstens noch in entlegenen Shan-Dörfern zum Vorschein. Auf Abb. 31 hat der Händler vorne rechts solche Gewichte auf einem Tuch am Boden neben sich liegen; sie werden meist

in einem Zugbeutel verwahrt. Die Birmanen formten ihre Gewichte in der Gestalt der dem Gotte Brahma geweihten Gans, hintha (haṃsa = Gans). Einen vollständigen Satz solcher Gewichte kauften wir in Mandalay, einzelne Stücke trafen wir noch in einem Dorfbasar am obern Chindwin. Diese Vogelfiguren mit ihren weit vortretenden Augen, der tiefen Einkerbung hinten am Hals und dem kammartigen Kopfansatz gleichen in ihrer Stilisierung eher Hühnern (Abb. 32 oben). Guß und Ausführung ist grob; die Gewichtswerte bewegen sich von 4 bis 1645 Gramm. In einem Dorfbasar der Südlichen Shan-Staaten erwarben wir einen kleineren Gewichtssatz aus einer Legierung in sogenannter Glockenspeise (Abb. 32 unten links); die Vögel nähern sich hier mehr der Entengestalt. Unter weiteren von Shan-Händlern gekauften Gewichten waren auch zwei Löwenfiguren (unten rechts), wie sie in verschiedener Größe das Münchener Museum bereits in älteren Beständen aufwies; sie gemahnen in ihrer Durcharbeitung und in ihrem ganzen Ausdruck an chinesische Formensprache.[1]) Im eigentlichen Birma scheinen sie seltener zu sein als unter den Lao des nördlichen Siam, woher auch ein Elefantengewichtchen stammt, das unser Museum jüngst im Tausch erhielt. Aus Laos sind auch noch andere Formen bekannt geworden: Pferd, Schaf, Ratte, Hase, Huhn usw. Gustave Salé hat einen ergiebig illustrierten kleinen Aufsatz hierüber veröffentlicht,[2]) in dem er die Vermutung ausspricht, die volle Reihe entspreche ursprünglich der ganzen Tierkreis-Serie. Hiefür ist kein Grund ersichtlich. Weit eher wird man mit Shway Yoe[3]) an den Brauch denken, das den königlichen Geburtstag

[1]) Adolf Fischer spricht Z. f. Ethnologie 41 (1909), p. 16 von altchinesischen Entengewichten. Sollte hier eine Verwechslung mit Hinterindien vorliegen? Für die These einer Entlehnung aus Babylon hätte er greifbare Anhaltspunkte ins Feld führen müssen; es fehlt aber an jedem literarischen oder musealen Beleg. Was sich (nach F. Hommels freundl. Hinweis) aus Br. Meißner, Babylonien und Assyrien (Heidelberg 1920), Abb. 143 und 207 entnehmen läßt, geht doch über ganz formale Ähnlichkeiten dieser Gewichtssteine und -Bronzen kaum hinaus.

[2]) L'Art décoratif 12 (Paris 1910), p. 103—6. In der mittleren Bildreihe p. 104 ist das erste Tier wohl ein Löwe, das zweite ein Schaf; die Figur p. 105 Mitte links dürfte kaum ein Truthahn, sondern wieder der übliche Hintha, mit einem Zweig im Schnabel, sein.

[3]) The Burman, p. 557 und p. 6.

symbolisierende Tier als Gewichtsaufsatz zu verwenden; dann kämen, mit Sonntag beginnend, der dem indischen Garuḍa entsprechende Fabelvogel, Tiger, Löwe, Elephant, Ratte, Schwein und Drachen in Frage.

Die Feldarbeit stellt an die Shan-Frauen große Anforderung. Die Shan betreiben den Ackerbau weit intensiver und mit viel größerer Sorgfalt, als die Birmanen, und wo sie, an den Fuß der Berge



Abbildung 33
Shan-Frauen beim Reis-Verpflanzen, Namhkam.

gedrängt, nicht genügend Talboden zur Ausnutzung haben, müssen für den Reisbau Terrassen angelegt und mit der nötigen Bewässerung versehen werden.

Den Frauen ist außer der Mithilfe bei der Ernte zu großem Teil die Geduld heischende Arbeit des Verpflanzens der Reissetzlinge zugewiesen, bei der sie außer dem mühsamen Bücken auch noch die ausgiebigen Güsse der Regenzeit mit in Kauf nehmen müssen (Abb. 33). Ist die Reisernte eingebracht, was je nach Sorte oder der Pflanzzeit zwischen Oktober und Dezember der Fall ist, so ist es in ganz Birma glückbringender Brauch, vom ersten ausgehülsten Reis der Ernte, nachdem ein Quantum den Mönchen des Gemeindeklosters gespendet ist, den Nachbarn und Freunden eine Probe zu verehren. Das Aushülsen für diesen Zweck wird zum Feste: man schickt einige Jungen mit kleinen Paketchen gepökelten Tees in

die Häuser und lädt sie für den Abend zum Reishülsen ein. Da kommt nun die Jugend mit Holzmörsern und Keulen, und man verbringt viele Stunden mit Reishülsen, Teetrinken, Plaudern und Singen und trennt sich oft erst lange nach Mitternacht. Wir gerieten am oberen Chindwin gegen neun Uhr abends in solch eine Gesellschaft von Shan-Burschen und -Mädchen, die uns durch den rhythmisch das Reisstampfen begleitenden Gesang angelockt hatte. Blitz-



Abbildung 34
Nächtliches Reishülsen im Shan-Dorf Naungbyin am oberen Chindwin.

licht und Phonograph[1]) verhalfen uns zu dauernden Erinnerungen an das idyllische Intermezzo (Abb. 34).

Haushalt und Küche werden bei den Shan ähnlich geführt, wie bei den Birmanen; während diese aber einen eigenen Kochraum haben, ist die Kochstelle bei den Shan stets am Feuerplatz des Wohnraumes, wo auch gegessen wird. Die Birmanin kocht den Reis in Wasser, die Shan dämpfen ihn meist in einem Siebtopf, nach dem Prinzip unseres Kartoffelkochers. Im Essen sind die Shan noch weniger wählerisch als die Birmanen, die gegen den schlimmsten

[1]) Siehe die Notenbeilage im Anhang.

Hautgout keine Abneigung zeigen. Den Shan und ihnen nahestehenden Völkern gelten die Larven von Wespen, einer großen Ameisenart und vor allem die einer großen Skarabeenart als bevorzugte Delikatesse. In Streifen geschnittene Büffelhaut, die in Öl gebacken schneeweiß und knusprig wird, ist ein begehrtes Gericht in den Basar-Eßbuden der Nördlichen Shan-Staaten. Gepökelte Gemüse und Früchte, wie unser Sauerkraut behandelt, bilden beliebte Beispeisen. Die im frischgekochtem Zustand geschmacklosen Bambussprößlinge werden, dünn geschnitten, gepökelt und hernach getrocknet aufbewahrt und bei Gebrauch mit anderen Gemüsen vermengt, um auch diesen den säuerlichen Geschmack mitzuteilen. Hühner zu Schlachtzwecken aufzuziehen, gilt buddhistischen Stämmen als Unrecht — gegessen werden sie aber doch. Eier werden nicht verzehrt, auch Milch wird, wie bei den meisten mongolischen Völkern, nicht genossen. Brot kennt man nicht; seine Stelle ersetzt der Reis, der gekocht und kalt, in Blättern verpackt, als Mundvorrat mitgenommen wird.

Im Handwerk tun die Shan-Frauen fleißig bei der Töpferei mit, die in den Südlichen Shan-Staaten ihre beste Entwicklung zeigt, namentlich soweit glasierte Ware in Betracht kommt. Die Arbeit verteilt sich unter Männern und Frauen in der Weise, daß erstere den harten Lehm stampfen und sieben, ihn mit Wasser und Sand mischen und mit den Füßen auf einer Brettunterlage zurecht kneten; auch das Brennen und Glasieren besorgen die Männer. Die Frauen formen die Geschirre auf der Töpferscheibe (selten mit freier Hand), verzieren sie durch Einpreßmuster mittels geschnitzter Holzstempel und übernehmen auch das Polieren nichtglasierter Gefäße vor dem Brennen. Besonders fällt ihnen die Mühe zu, die gewöhnlichen Wassergefäße nach dem Formen dünnwandig zu klopfen, indem sie innen einen runden Tonknauf gegen die Wandung halten und von außen mit einem Holz dagegenschlagen. Abb. 35 zeigt in der Mitte einen sehr dünnwandigen Wassertopf, der mit angesetzten welligen Tonornamenten verziert ist; er stammt aus Shwegu am obern Irrawaddy, also aus birmanischem Gebiet. In Birma stand das Töpfergewerbe früher jedenfalls höher, da im 16. Jahrhundert schon glasierte Krüge aus Pegu ausgeführt wurden. Gegenwärtig sind in den Shan-Staaten und auch in Birma weit mehr Shan als Birmanen in der Töpferei tätig. Aus

den Nördlichen Shan-Staaten stammen die beiden unglasierten Stücke Abb. 35 links und Abb. 36 links. Ersteres, eine Wasserflasche, ist aus grauem, hellbrennenden Ton, sehr schwach gebrannt, überfangen mit einem siegellackroten Tonschlamm. Vor dem Brennen wurde dieser poliert — mit einem flachen Schieferstein oder mit einem Gonyinkern, dem großen flachen Samen eines Schlinggewächses (Entada scandens); dann hat man die Ritzlinien der



Abbildung 35
Töpfereien aus Birma und den Shan-Staaten. 1/7 nat. Grösse.

Ornamentierung um die Bauchung eingeschnitten und die lotusblattartigen Reliefverzierungen um Fuß und Hals eingepreßt. Durch die seitlichen Tonhenkel ist eine Aufhänge-Schnur gezogen, die unten durch zwei Löcher in dem gesondert gedrehten und angesetzten Fuß läuft. Die Teekanne links auf Abb. 36 ist aus rot brennendem Ton, der im Feuer durch Reduktion geschwärzt ist. Der Glanz wurde wie bei der Wasserflasche durch Polieren vor dem Brennen erzeugt. Der Ausguß des Gefäßes ist als Nagā, d. i. Drachen- oder Schlangenkopf ausgestaltet; an der entgegengesetzten Seite ringelt sich der Schwanz des Tieres zum Henkel hinauf.

Die beiden neben dieser Kanne stehenden Gefäße stammen aus dem Distrikt des Inle-Sees in den Südlichen Shan-Staaten. Die Bewohner hier sind neben Shan und Birmanen die Intha, ein aus Unterbirma vor einigen Jahrhunderten eingewanderter Birmanenstamm, der sich immer mehr mit den dort ansässigen Shan vermischt und gerade handwerklich Tüchtiges leistet. Die Keramik

dieser Gegend charakterisiert sich durch die reizvollen Effekte ihrer Glasierung, die durch Unterlegung hellbrennender Tonschichten erhöht wird. Die Teekanne in der Mitte zeigt einen weiblichen Kinnara, ein aus der indischen Mythologie übernommenes Fabelwesen mit menschlichem Oberkörper, der in einen Vogelleib ausläuft. Hinter den Vogelfüßen stehen noch zwei Tonstäbe als Standstützen. Die ganze Figur ist in mannigfaltigen Tönen von gelb,



Abbildung 36
Töpfereien aus den Shan-Staaten. 1/7 nat. Grösse.

grün und braun abschattiert. Gesicht und Brust erscheinen grünlichgelb, Kopfschmuck und Henkel bräunlichgrün, Körper und Schulterkragen grün. An das eigentliche auf der Töpferscheibe gedrehte Gefäß wurden die frei modellierten Körperteile angesetzt. Der ziegelrote Ton ist sehr hoch gebrannt, zum Teil mit hellbrennendem Ton überzogen, in dem die zeichnerische Ausgestaltung der Federn, des Körperschmuckes etc. ausgekratzt wurde. Das Ganze ist teils mit grüner, teils mit gelber Glasur überdeckt. Wie wir von den Handwerkern an Ort und Stelle erfuhren, verwenden sie zur Herstellung gelber Glasur ausgenutztes Silbererz; Beimischung von Kupfervitriol ergibt grüne, unausgenutztes Erz dunkelbraune Glasur.

Der Napf rechts auf Abb. 36 hat denselben roten Ziegelgrund, aber weniger hoch gebrannt. Außen ist er überfangen (engobiert) mit hellgelb brennendem Ton, in dem die Ornamente ausgeschnitten sind (Sgraffito). Die Innenwandung und die obere Hälfte der Außen-

seite ist mit Bleiglasur überzogen, die über den einzelnen Blumen und am Gefäßrand grün gefärbt ist.

Eine Phantasie-Töpferei modernerer Richtung — wahrscheinlich für eine der Ausstellungen gefertigt, die die Regierung von Zeit zu Zeit in größeren Städten veranstaltet — ist die technisch wohlgelungene Keramik auf Abb. 37; sie stellt in der flatternden Prunkgewandung eine Prinzessin oder einen weiblichen Nat dar. Solche Gestalten fehlen in keinem Zweig des birmanischen Kunstgewerbes und sind der bildenden Hand deshalb ziemlich geläufig. Das Material der Figur ist rot brennender Ton, überkleidet mit hellbrennendem Ton und mit einer stark eisenhaltigen, glänzendbraunen Glasur.



Abbildung 37

Moderne birmanische Kunsttöpferei. Geschenk des Deputy Commissioner in Mandalay für das Münchener Museum für Völkerkunde. 1/6 nat. Grösse.

Shan-Papier erfreute sich von jeher eines besonders guten Rufes, Auch heute noch, nachdem die Einführung europäischer Ware das Pflanzenpapier mehr in den Hintergrund gedrängt hat, ist es vielbegehrt, und vorzugsweise Frauen befassen sich mit seiner Herstellung. Es gibt verschiedene Qualitäten; die beste dient als Material für die religiösen Schriften, das gröbere als Bespannstoff für die Sonnenschirme, wozu es wegen seiner Zähigkeit sich gut eignet; durch Tränken mit ungereinigtem Petroleum wird es steif und wasserdicht gemacht. Als Packpapier ist es seiner Dauerhaftigkeit wegen auch bei Europäern sehr beliebt. Als Material dient die Innenrinde des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera, birm. mahlaing[1]) oder der Papierschlingpflanze, sele

[1]) Milne a. a. O. p. 175 vermerkt als Shan-Wort hiefür hsā, dessen Gleichsetzung mit Broussonetia aber Cushing's Dictionary mit einem Fragezeichen versieht.

genannt, einer unserm Seidelbast verwandten Daphne-Art. Die Zubereitung aus letzterem Stoff, wie wir sie in den südlichen Shan-Staaten beobachteten, ist einfach. Nachdem die Rinde über Nacht in Wasser eingeweicht lag, läßt man sie mit Holzasche vermischt und mit Tüchern bedeckt in flachen Eisenkesseln 24 Stunden kochen. Dann wird sie mit Holzschlägeln auf einem Stein zwei Stunden lang ge-



Abbildung 38
Papier-Herstellung bei Nampan im Inle-Distrikt, Südl. Shan-Staaten.

schlagen, bis sie ein breiiges Aussehen hat. Ein quadratischer mit dünnem Baumwollstoff bespannter Bambusrahmen (Abb. 38) wird auf einer kleinen Wasserfläche schwimmend erhalten, eine Hand voll von der breiig geschlagenen Rinde wird mit etwas Wasser in einem Topf angerührt und auf der Oberfläche des schwimmenden Rahmens mit der Hand verteilt; dann hebt man den Rahmen heraus, das Wasser fließt ab, und er wird mit der daran haftenden Papiermasse in die Sonne gestellt (Abb. 39). Getrocknet läßt sich

die dünne Schicht als fertiges Papier leicht ablösen; eine Person vermag täglich etwa 100 Blätter fertig zu stellen.

Dieses Verfahren der Papiererzeugung durch Verfilzung geht in graue Vorzeit zurück — ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß der Platz, von dem aus es sich die Welt erobert hat, nicht weit von der birmanisch-chinesischen Grenze ablag. Textilien aus einer



Abbildung 39

Zum Trocknen aufgestellte Rahmen mit Papierblättern. Inle-Distrikt.

Bastfaser, in der man mit hoher Wahrscheinlichkeit die Broussonetia papyrifera vermutet, hat Sir Aurel Stein unter Funden aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert in den Ruinen des Tun-huang Limes entdeckt. Sie zeigen, daß der Papierherstellung in China, die nach glaubwürdigen Quellen 105 n. Chr. erfunden wurde, die Verwendung des gleichen Materials zu Webzwecken vorausging. Ein ausschließlich aus Hadern erzeugtes Papier hatten die Chinesen schon sehr früh; Steins älteste Funde dieser Art stammen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.[1]) Daneben aber verstanden

[1]) Aurel Stein, Serindia. Detailed Report of explorations in Central Asia

sie es, der aus wertlos gewordenen Geweben (Hadern) erzeugten Papiermasse, die vorwiegend aus chinesischem Hanf, Boehmeria nivea, bestand, die edleren Bastfasern des Papiermaulbeerbaums beizumengen; solche Mischungen in ein- und demselben Papier hat Wiesner[1]) für das 4.—8. Jahrhundert nachgewiesen.

Aus Daphne sind die tibetischen Manuskripte, die Stein in Endere fand und ins 8. Jahrhundert datiert[2]). Damit arbeiten auch heute die Himalaya-Staaten und zwar nach der gleichen Methode wie die Shan[3]); in Khotan hingegen, von wo das übrige Chinesisch-Turkestan mit Papier versorgt wird, benutzt man jetzt ausschließlich Broussonetia, die in China den Ersatz für Bambus und Reisstroh liefert und namentlich im Westen zur Verwendung kam[4]). Die Aufschlüsse, die Davies[5]) über die in der südwestlichen Grenz-

and Westernmost China (Oxford 1921), p. 650; 672 f.; s. auch den kulturhistorisch abgerundeten Aufsatz von Frdr. Hirth, Chinesische Studien **1** (München 1890), p. 259—71.

[1]) J. v. Wiesner, Über die ältesten bis jetzt aufgefundenen Hadernpapiere: Sitzungsber. Wiener Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse **168** (1911), Abhandl. 5, p. 8 ff.; 18; 25.

[2]) Stein, Ancient Khotan I (Oxford 1907), p. 426; vgl. Serindia p. 462; 919.

[3]) Beste Auskunft hierüber bei C. Horne, Paper-making in the Himâlayas: Indian Antiquary **6** (Bombay 1877), p. 94—8 mit folgendem wichtigen Zitat über Nepal aus Hodgson: „Though called Nipâlese, the paper is not in fact made in Nipâl Proper. It is manufactured exclusively in Cis-Himâlayan Bhôt, and by the race of Bhotiâs denominated Rangbo ... the best market for it is afforded by the Nipâlese people, and hence probably it derived its name; a great quantity is annually made and exported southwards to Nipâl and Hindustân ... I conjecture that the art of paper-making was go by the Cis-Himâlayan Bhotiâs viâ Lhassa from China, a paper of the very same sort being manufactured at Lhassa, and most of the useful arts of these regions having flowed upon them, through Tibet, from China, and not from Hindustân." S. auch Alberuni's India ... by E. C. Sachau (London 1910) I, p. 171; II, p. 431. – Über das tibetische Papier vgl. W. W. Rockhill, Notes on the ethnology of Tibet: Report U. S. National Museum for 1893 (Washington 1895), p. 719.

[4]) H. A. Giles, A glossary of reference on subjects connected with the Far East **3** (Shanghai 1900), p. 208; Genaueres gibt S. Couling, Encyclopaedia Sinica (London 1917), p. 423, wo auch die Verarbeitung von Broussonetia in Westchina betont ist; diese geographische Bestimmung ist sicher richtiger als die Nennung des Nordens bei S. W. Williams, The Middle Kingdom **1** (London 1883), p. 599.

[5]) a. a. O. p. 125.

provinz befolgte Herstellungsweise gibt, versteht man leichter, wenn man J. J. Reins[1]) ausgezeichnete Darlegung des japanischen Kleingewerbes der Papiermacherei beizieht. Die Bearbeitung des Bastes fällt nach Rein auch in Japan in der Regel Frauenhänden zu.

Auch im Papiergeld ist uns China weit voraus — im guten wie im bösen Sinne! Leinwand- und Lederstreifen werden im Jahre 806 n. Chr. von „fliegendem Geld", worunter man Papierscheine vermutet, abgelöst; jedenfalls sind diese seit 1154 allgemein in Umlauf, und zwar bald in einem Grade, der uns nur zu sehr an eigenes Missgeschick mahnt. Wird uns doch berichtet, wie Marco Polo das große Geheimnis Kublai Khans anstaunte, mit Papiergeld, schwarzen Blättern aus dem Maulbeerbaumbast, die niemand zuzückweisen darf, alles zu bezahlen, und auch sonst wissen China-Reisende des 13.—14. Jahrhunderts, z. B. Carpini und Ibn Batuta von diesem wirtschaftlichen Hilfsmittel; sein Mißbrauch förderte den Aufstand und führte 1368 zur Vertreibung der Mongolen-Dynastie. Knapp 200 Jahre waren damals wahrscheinlich erst verstrichen, seit Europa überhaupt mit der Papiererzeugung vertraut geworden war; auch für Deutschland führen lange Umwege zu den Arabern und Persern als Lehrmeistern, die ihrerseits seit dem Jahre 751, als kriegsgefangene Chinesen in Samarkand sie in ihre Technik einweihten und damit den Siegeszug des den ägyptischen Papyrus überwindenden „Samarkander" oder „Chorasaner" Papiers in der Welt des Islams einleiteten, in den Spuren der Chinesen gewandelt sind.[2])

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die unter dem

---

[1]) Japan 2 (Leipzig 1886), p. 463 ff., besonders p. 478. S. auch M. Boyes, Geist des Ostens 2 (München 1914), p. 62 ff.

[2]) Hierzu Williams a. a. O. 2, p. 85; 177; 422; H. Yule, Marco Polo[2] I, p. 409 ff. und Encyclop. Britannica[11] 6 (Cambridge 1910), p. 189; J. v. Wiesner a. a. O. p. 10. — Die älteste existierende Banknote hat das British Museum 1890 erworben, sie stammt aus der frühen Ming-Zeit (1368—1399); 300 Jahre später beginnt Europa nachzufolgen, wobei eine Stockholmer Bank voranging: J. D. Ball, Things Chinese[4] (Hongkong 1913), p. 79. — Von älterer Literatur zur ganzen Frage ist die viel zu selten herangezogene Ökonomisch-technologische Encyklopädie v. J. G. Krünitz, Bd. 106—107 (Brünn 1818) zu nennen; von neuerer George Watt, The commercial products of India (London 1908), p. 861 ff. Im übrigen geben die bibliographischen Angaben v. Wiesners a. a. O. Aufschluß, namentlich die Hinweise auf die Untersuchungen von J. Karabacek.

Namen ,Tapa' bekannten Rindenzeugstoffe der Südsee in ihren besten (polynesischen) Beständen ebenfalls zumeist aus Broussonetia gearbeitet sind und einen fast regelrecht industriellen Betrieb mit Matrizen usw. ins Dasein gerufen haben.[1])

IV.

Die dritte, geschlossen dem Buddhismus anhängende Volksgruppe Birmas sind die Palaung, die nach der sprachlichen Gruppierung zur sogenannten Mon-Khmer-Familie[2]) gehören. Die Palaung beziffert der Zensus auf 144248 Personen, wobei die Zahl für die beiden Geschlechter ziemlich gleich ist. Ihre Verbreitungsgebiete sind, von ganz unbedeutenden verstreuten Gemeinden abgesehen, die Nördlichen und die Südlichen Shan-Staaten und der Ruby-Mines Distrikt. Die Palaung-Ansiedlungen haben sich in den letzten Jahrzehnten zusehends südwärts in die britischen Verwaltungsgebiete hineingeschoben, eine Folge des rücksichtslosen Vordrängens der Kachin, die früher ebenso hart den Shan mitgespielt haben. Die friedlichen Palaung vertragen sich überall mit ihrer Umgebung; zusammengeschlossen zu einer Art von nationalem Staatengebilde finden wir sie nur in Tawngpeng in den Nördlichen Shan-Staaten unter einem Herrscher, der wie die Shan-Fürsten den Titel Sawbwa (Birmanisierung von Shan-„Sau-hpa" = Herr des Himmels) führt und ebenso wie diese der britischen Oberhoheit unterstellt ist.

Es scheint, daß der Name Palaung erst sekundär von dem Volke übernommen worden ist und auf birmanischen Ursprung zurückgeht, wie das bei manchen anderen Bergstämmen Birmas der Fall ist. Darüber sind allerlei Auslegungen im Umlauf. Die Palaung bezeichnen sich selbst als Ta-ang, Ra-ang, Da-rang; die Shan nennen sie Kun-loi, Menschen der Berge — ganz bezeichnend für ein Volk, das seine Wohnstätten immer in hohen Berglagen hat. Was die

---

[1]) Vgl. O. Finsch, Südseearbeiten (Hamburg 1914), p. 361 ff.; A. Eichhorn, Hawaiische Baststoffe (Kapa) und Werkzeuge zu ihrer Herstellung: Baeßler-Archiv 6 (Berlin 1922), p. 176—203.

[2]) Hierüber W. Schmidt, Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens. Braunschweig 1906. Zu der Archiv f. Anthrop., N. F. 14 (Braunschweig 1915), p. 217 verzeichneten Palaung-Literatur ist jetzt hinzuzufügen L. Milne, An elementary Palaung grammar. With an introd. by C. O. Blagden. Oxford 1921.

Palaung über ihre Abstammung in mythischer Ausschmückung erzählen, hat dem Hauptinhalt nach so viel Berührung mit den Legenden der Nachbarstämme, namentlich der Shan, daß hier sicher Übertragungen anzunehmen sind. Als Stammeseltern gelten gewöhnlich ein Himmelsgott und eine Schlangenprinzessin, und diese Abstammungssage findet sich zusammen mit anderem Mythenmaterial auch in einer Chronik, die uns der jetzige Palaung-Fürst bei unserm Besuch in seiner Residenzstadt zeigte und von der einer der wissenschaftlich tätigsten Missionare der amerikanischen Baptisten, Mr. W. W. Cochrane in Hsipaw, dem Münchener Museum eine Abschrift und eine gedrängte Inhaltsangabe zu besorgen die Güte hatte. Die Chronik ist 1899 in Shan-Sprache und -Schrift niedergeschrieben — eine eigene Schrift und Literatur besitzen die Palaung nicht. Geht man über das rein Legendäre und Phantastische hinweg, so läßt sich als historisch verwendbares Material herausschälen, daß die Palaung als ihren ältesten Wohnsitz das Shweli-Tal, bezw. die diesem benachbarten Bergregionen ansehen. Damit ist wohl derselbe Südwestzipfel der chinesischen Provinz Yünnan gemeint, der einstmals auch das Eingangstor für die Shan gebildet hat. Was die Palaung-Chronik also von der Verdrängung durch die Shan erzählt, dürfte geographisch hierher zu verlegen sein; als Datum wäre an der Hand der geschichtlichen Angaben über die Shan das 9.—10. Jh. anzusetzen. Die birmanische Herrschaft beginnt für beide Völker gleichzeitig um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Der Buddhismus kam derselben Tradition zufolge im Jahre 1144 der birmanischen Ära (d. i. 1782 nach Chr.) zu den Palaung, jedenfalls durch die Shan, da als Lehrer ein buddhistischer Priester aus dem Shan-Staat Möngnai genannt wird. Damit kam auch die Shan-Schrift in Aufnahme, die die Palaung fortan für ihr eigenes Idiom verwendeten. Merkwürdig ist, daß die Palaung nicht nur die ihnen sprachverwandten Talaing von Unterbirma, sondern auch die ihnen fernstehenden Karen und Taungthu als verwandt betrachten, während sie von Beziehungen zu den Wa, die ihnen sprachlich am nächsten stehen, nichts wissen wollen.

Abgesehen von den Stammesbezeichnungen, die sich die Palaung selbst beilegen, und von den administrativen Benennungen, die von britischer Seite im Zusammenhang mit den Wohndistrikten gebraucht werden, hört man noch von einer Scheidung in Palaung

und Pale; hiefür ist jedoch keine genaue Unterlage festzustellen. Der Zensus nimmt keine Rücksicht darauf; für ihn sind jedenfalls nur die Angaben der Stammeszugehörigen selbst maßgebend, und so erscheinen in der Statistik nur 68 Pale. Das ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß die Pale als der minder vornehme Teil bei dieser Scheidung gelten; wenn diese auch nicht frei von Willkür sein mag, so hat sie doch im Volke selbst Wurzel geschlagen, und die echten Palaung haben das Bestreben, sich als eine Art Aristokratie von den übrigen, den Pale, abzusondern. Wir konnten diese Tatsache in Tawngpeng, dem Zentrum der Palaungstämme beobachten, und vom Fürsten selbst bestätigt erhalten; auch manche Bemerkungen in der spärlichen Literatur über die Palaung scheinen hiefür Stützpunkte zu gewähren. Nach allem, was man hört, dürfte die Vermögenslage dabei kräftig mitsprechen. Als echte Palaung anerkannt zu werden, hätten nach dieser Auffassung nur wenige Stämme das Recht, die in Namhsan, der Hauptstadt des Tawngpeng-Staates, und deren Umgebung wohnen, eng verwandte Dialekte sprechen und sich fast ausschließlich mit dem Teebau beschäftigen, der hier die Quelle der Wohlhabenheit bildet.[1]) Physisch bestehen keine Unterscheidungsmerkmale zwischen Palaung und Pale; es dürften von letzteren sogar die in isolierten Höhenlagen Lebenden einen reineren Palaung-Typ darstellen, als die in regem Verkehr mitten unter Shan hausenden Tawngpeng-Palaung.

Die Palaung-Männer heben sich in der Tracht wie in ihrer körperlichen Erscheinung wenig von der Shan-Umgebung ab, um so deutlicher aber die Palaung- oder Pale-Frauen. Ausgeprägt ist an ihnen der kurze gedrungene Körperbau, der derbe Kopf mit groben, fast männlichen Gesichtszügen, der große Mund und die breite Nase; die Augen sind größer als bei den übrigen birmanischen Stämmen und zeigen nur selten die bekannte mongolische Schrägstellung. (Abb. 40.) Die Hautfarbe ist ziemlich dunkel, das schwarze Haar wird meistens kurz geschnitten und unter der Kopfbedeckung geborgen, manchmal auch lang und offen über die Schultern hängend getragen; vereinzelt nur findet man es auch gescheitelt niedergekämmt und rückwärts aufgesteckt. Die Gewandung ist nicht geeignet, die ohnehin spärlichen Reize der Frauen zu erhöhen und

[1]) Die Chinesen nennen Tawngpeng Cha Shan = Teehügel (Gaz. of Upper Burma II, 3, p. 250).

läßt diese bei manchen Stämmen geradezu vierschrötig erscheinen.

An der Frauenkleidung werden sowohl Stammesunterschiede wie der Abstand zwischen Palaung und Pale am deutlichsten bemerkbar. Hauptmerkmale für die letzteren sind ein bis über die Brust gezogener Rock mit mehr oder weniger breiten, roten und blauen



Abbildung 40

Shan- und (rechts) Katurr-Palaung-Frau mit Kindern, Namhsan, Nördl. Shan-Staaten.

Querstreifen, um die Hüften festgehalten von einer Anzahl Rohrreifen, ein kurzes, vorn offenes Jäckchen und ein Turban. Die Palaung-Frauen kennzeichnen sich durch die geschlossene, mit einem Schlitz zum Durchstecken des Kopfes versehene Jacke, die zuweilen durch ein mantelartiges Gewand oder eine längere, nach Art der Shan vorn offen getragene Jacke ersetzt ist; ferner durch

eine Kapuze, die über einer Mütze den Kopf deckt oder in kleineren Ausmaßen gehalten turbanartig umgeschlungen wird.

Weitaus am schönsten und reichsten kleiden sich die Katurr-Palaung (Abb. 41); auch nach Rang und Besitz stehen sie voran, und zu ihrem Stamme gehört der Palaung-Fürst. Über einem bis zu den Knöcheln reichenden Rock aus rotem, mit feinen hellblauen



Abbildung 41
Katurr-Palaung-Mädchen im Festschmuck, Namhsan.

und gelben Streifen durchzogenem Gewebe werden zwei rechteckige schürzenartige Stoffstücke umgebunden; das breitere wird von rückwärts um die Hüften gelegt, das schmälere deckt vorn den Rock, beide stoßen seitlich aneinander. Diese Schürzen [1]) aus grobem

[1]) In dieser Schürzentracht, die eine spezifische Eigenart der Katurr-Gewandung ist und von Pale-Stämmen der Umgebung nachgeahmt wird, dürfen wir wohl den Überrest einer in Yünnan heimischen Kleiderform vermuten. In Birma finden wir sie sonst nirgends außer bei einzelnen Völkern des östlichen Grenzgebietes, deren Hauptmasse in Yünnan ansässig ist. In erster

ungebleichten, mit farbigen Linien durchschossenen Baumwollstoff sind seitlich umrahmt mit weißen, roten, grünen, braungelben und schwarzen Stoffstreifen, die auch unten den breiten roten Flanellrand begleiten. Die Jacke aus dunkelblauer Baumwolle hat an den Armlöchern Stoffstreifen in der gleichen Farbenskala angesetzt; quer über Brust und Rücken sind eigentümlich gekrümmte, feine Zickzacklinien in grün, gelb und weiß eingestickt, darunter zieht sich ein roter Flanellstreifen. Die Beine sind von Wadentüchern umhüllt, wie dies bei vielen Bergstämmen Brauch ist. Ganz kompliziert ist die Zusammensetzung der großen Kapuze, die über einer das Haar deckenden schwarzen Samtmütze getragen wird. Sie verhüllt rückwärts den Körper bis fast zum Rockrand; in der Form erinnert sie an die Art, wie unsere Arbeiter oft einen seitlich aufgeschnittenen Sack als Regen- oder Staubschutz über Kopf und Rücken hängen. Sie ist in vier Hauptfelder abgeteilt, die mit Stoffstücken und -Streifen in der schon mehrfach erwähnten Farbenreihe ausgefüllt und in den Zwischenräumen mit den typischen Zackenfiguren bestickt sind. Diese bunt zusammengesetzte Haube und die farbige Ausgestaltung der Kleidung wird zu der Schlangenprinzessin in Beziehung gebracht, die als Stammesmutter der Palaung gilt.

Die Abstammungslegende nun hat verschiedene Versionen. Der Gott, der sich mit der Schlangenprinzessin einläßt, wird als Thagyā, d. i. der indische Indra, oder auch als der Sonnenprinz Thuriya, d. i. der indische Sonnengott Sūrya, erklärt. Uns ward in Tawngpeng die Historie so erzählt: Die Schlangenfürstin legte, nachdem Thagyā bereits in seinen Himmel zurückgekehrt war, drei Eier; über den Abschiedsbrief, den der Gott ihr durch eine Krähe zusendet, ist sie sehr betrübt, zumal der Brief mit einem menschlichen Fußknochen versiegelt ist — der vorher als Siegel aufgesetzte Rubin war der nachlässigen Krähe gestohlen worden. Sie wirft verdrießlich ihre drei Eier fort. Eines von diesen, das ins Wasser fiel, wurde von einem Ehepaar aufgefischt und

---

Linie sei da auf die Lishaw hingewiesen, von denen weiter unten noch die Rede sein wird. Ferner ist an den Abschnitt über die chinesischen Shan zu erinnern, wo (p. 51) unter Hinweis auf Anderson die Frauentracht der Achang erwähnt wurde; mit ihren Hosen und Schürzen sticht diese von der Kleidung der Shan-Umgebung ab.

heimgetragen, und als es nach längerer Zeit aufbrach, ging ein Mensch daraus hervor. Dieser heiratete später eine Schlangenjungfrau, ohne deren wahre Natur zu erkennen. Der Ehe entspringt eine Tochter; sie überrascht einmal ihre Mutter beim Baden und erkennt sie an ihrem Körper als Schlangenwesen. Voll Bestürzung über die Enthüllung ihres Geheimnisses wagt die Mutter nicht mehr nach Hause zu gehen und beauftragt ihre Tochter, dem Vater alles zu erzählen und ihm zu sagen, daß sie nicht wiederkehre. Sie ritzt sodann auf einem Blatt die verschiedenen Farben ihres schillernden Schlangenleibes ein und gibt es der Tochter, indem sie ihr sagt, sie möge nun noch ihre Mutter zum Abschied genau betrachten und nach ihrer Heimkehr nur noch Kleider in den auf dem Blatt angegebenen Farben tragen. Die pietätvolle Erfüllung dieser Mahnung gibt sich nun heutigen Tages noch in der Palaungtracht kund, vor allem durch die Haube, in der man die Nachbildung der bei allen kanongemäßen indischen Schlangendarstellungen typischen „Haube" — d. i. der geblähte Hals der aufgerichteten Cobra — sieht. In unserer Palaung-Chronik aus Tawngpeng lautet die Lesart wieder anders: es soll die Schlangenprinzessin ihren Bewerber sofort über ihre wahre Natur aufgeklärt haben; die Trennung erfolgte, weil sie die Regel vergaß, der zufolge ein Nagā (Schlange), der am siebenten Tage im siebenten Monat des siebenten Jahres nach seiner Wandlung in Menschengestalt ins Wasser taucht, unmittelbar in seine ursprüngliche Wesensform zurückversetzt wird und diese nicht mehr ablegen kann. Das passiert nun der armen Prinzessin, als sie an dem kritischen Tage ein Bad im Flusse nimmt; die nach ihr ausgesandte Tochter findet in ihr ein buntschillerndes Nagā-Weib, das trotz aller Bemühungen nur teilweise die Menschenform anzunehmen vermag; die breite „Haube" des Schlangenkopfes — das Muster für die Palaunghaube — bleibt ihr, und sie nimmt mit den schon angeführten Verfügungen Abschied von ihrem Kind.

In neuerer Zeit werden die Gewänder leider immer weniger aus den heimischen Stoffen und in den traditionellen harmonisch abgestimmten Farben hergestellt. Der wachsende Wohlstand ermöglicht den Frauen einen Kleiderluxus, bei dem ein leuchtendes Scharlachrot, namentlich an den Schürzen und Hauben, den Ton angibt. Europäische Samte, Plüsche, Seidendamaste und Flitter-

stickereien in grellbunten Farben verdrängen die schlichten Gewebe. Auch bei der Arbeit werden reichverzierte Kleider samt der langen, unbequemen Haube getragen. Eine Last von Silberschmuck zeugt von der Wohlhabenheit: dicke silberne, hufeisenförmige Armreife und große trompetenförmige Ohrpflöcke, beim Festgewand noch federkieldicke Silberspiralstäbe, dicht aneinandergesetzt um Halsausschnitt, Schultern und Oberarm und gürtelartig unten an der Jacke aufgenäht; sie schmücken auch den Seitenrand der Samtmütze, deren Boden mit einer getriebenen Silberscheibe bedeckt ist. Solche Scheiben sind auch unterhalb der Brust auf der Jacke aneinandergereiht; großgliedrige Silberketten decken als Gürtelschmuck vorn den Leib.

Als unbestritten echte Palaung gelten neben den Katurr nur noch die Kwanhai- und die Tawngma-Palaung. Beide Stämme aber haben in der Frauentracht fast gar nichts Gemeinsames mit jenen. Die Kwanhai-Palaung, die an der Grenze gegen den Shan-Staat Hsipaw wohnen, haben sicher schon viel von Shan-Brauch angenommen, einige sogar Shan-Kleidung. Der dunkle, schmalgestreifte Rock ist Shan-Gewebe, die mit farbigem Flanell besetzte offene Samtjacke hat Shan-Form; die Brust bedecken sie mit einem miederartig gearbeiteten Plüschstreifen. Die Kopfbedeckung hat zwar die Form der Palaung-Haube, ist aber schmal, aus weißem Stoff und wird als Turban verwendet; der Haubenzipfel birgt den Knoten des gescheitelt am Kopf niedergekämmten Haares. Die Frauen unterscheiden sich vorteilhaft von anderen Stämmen durch ihren hübschen, regelmäßigen Gesichtsschnitt.

Die Tawngma- oder, wie sie sich selbst nennen, Kwantun-Palaung haben eine merkwürdige Tracht, die vielleicht auch jenseits der Yünnan-Grenze ihren Ursprung hat. Der rot und gelb gestreifte Rock besteht aus zwei, in der Art eines Doppelrockes auf Kattununterlage übereinandergesetzten Stoffbreiten. Er wird fast ganz von einem langen, dunkelblauen — zuweilen auch weißen — mantelartigen Gewand bedeckt, dessen Ränder mit rotem Flanell besetzt sind; ein Gürtel von flanellüberzogenen roten, gelben und grünen Schnüren hält es zusammen. Auch hier wird die aus weißen und farbigen Stoffstreifen zusammengesetzte Haube zum Bergen der Haare benützt und lose um den Kopf gelegt. Die stämmigen Frauen zeigen in ihrem Aussehen und im ganzen Auftreten ein wohltuend

frisches und resolutes Wesen. Die vielen vom Palaung-Typ abweichenden Physiognomien sind eine Folge häufigerer Mischungen.

Bezeichnend ist, daß wohlhabend gewordene Pale den Ehrgeiz haben, die Katurrtracht nachzuahmen und schließlich sich sogar den Namen Palaung aneignen. Aber auch im Schmuck treiben die Pale in Tawngpeng einen Aufwand, den sich ihre ärmeren



Abbildung 42
Rukair-Pale-Frauen, nahe Namhsan.

Stammesgenossen anderer Distrikte, die vom Ertrag ihrer kümmerlichen Bergkulturen leben, nicht leisten können; sie prunken mit mächtigen Silberreifen um den Hals, großen Ohrzylindern, reichem Silberplättchenbesatz an den Jacken, breiten silbernen Hüftgürteln und schweren Armreifen; Samt und Plüsch für Jacken gilt ihnen als selbstverständlich (Abb. 42). Rockfarbe und Kopfbedeckung markieren zumeist die Stammesunterschiede.[1])

[1]) Vertreter von nicht weniger als neun Stämmen hatte der unseren Arbeiten rege und verständnisvoll folgende Palaung-Fürst aus seinem Ländchen

Der Feldbau deckt nur die eigenen Bedürfnisse des Einzelhaushalts. In dem steilen Gelände kann weder Pflug und Egge noch der Ochsenkarren verwendet werden; alle Feldarbeit geschieht, wie bei den Bergvölkern überhaupt, mit Hacke und Spaten. Die Lasten müssen getragen werden. Eine saure Arbeit ist das Wasserholen; dazu dienen die natürlichen Abschnitte des Riesenbambus, die in



Abbildung 43
Wassertragende Pale-Weiber aus der Umgebung von Lashio, Nördl. Shan-Staaten.

einen Tragkorb gestellt oder an Schnüren befestigt und über die Stirn gehängt heimgeschleppt werden (Abb. 43). Die Hauptarbeit leisten die Frauen in den Teepflanzungen; diese liefern für ganz Birma den beliebten „gepökelten“ Tee, von dem oben (p. 21; 58) kurz die Rede war. Nur im Westen des birmanischen Kathā-Distriktes ist noch eine nennenswerte Teeproduktion, von der sich Ausläufer in etlichen Dörfern am obern Chindwin nördlich von Homalin finden. Die Palaung selber genießen den „gepökelten“ Tee nicht, und nur wenig wird von ihnen zum Getränk für eigene Verwen-

nach Namhsan berufen. Nur so konnte beträchtliches ethnographisches Material ausgearbeitet werden, dessen Veröffentlichung in den Abhandlungen der Münchener Akademie geplant ist. Hier sind nur einige Ausschnitte daraus gegeben; vgl. auch die phonographische Probe im Anhang.

dung und für den Verkauf getrocknet. Die Sträucher schneidet man nicht zu, sondern läßt sie zum Baum aufwachsen. Der gepflückte Tee wird gedämpft; man benutzt dazu einen primitiven, nach dem System unseres Kartoffelkochers hergestellten Holztopf — wie wir ihn bei den Shan als Reiskochtopf gefunden haben (oben p. 59) —, dessen Zwischenboden aus einigen mit dem netzartigen Fasergewebe der Loofah bedeckten Bambusstäben besteht. Dann wird er gerollt und in tiefen, mit Bambus ausgebolzten Gruben unter einem mit Steinen beschwerten Holzdeckel der Gärung überlassen; so hält man ihn einen Monat bis zu einem Jahr. Für den Transport presst man ihn, hoch aufgehäuft, in enge hohe Körbe und stülpt eine Decke aus Mattengeflecht, ringsum fest eingesteckt, darüber. Der getrocknete Tee kommt in niedrigere, breite Körbe. Den Transport zu den Märkten und den Verkauf besorgen die Shan; unaufhörlich begegnet man ihren Ochsenkarawanen auf den Wegen zur Ebene. Die beste Sorte gegorenen Tees hat einen Preis von 30—45 Rupien (42—63 M.) für ca. 325 Pfd.; den besten getrockneten Tee bezahlt man mit 1¼—2 Rs. (1.70—2.70 M.) für ca. 3¼ Pfd. an Ort und Stelle. Die Teeproduktion ist aber stets auf den Betrieb und Verbrauch im Lande beschränkt geblieben und hat sich nie mit der Ausfuhr befaßt.[1])

Der als Salat zubereitete Tee scheint die stimulierende Wirkung nicht zu verlieren, die der Teeïn-Gehalt des als Getränk genossenen Tees ausübt[2]); in Ober-Laos und in Nord-Siam wird in Bambusrohre gepresster gegorener Tee als Ersatz für Betel verkauft und wie dieser gekaut.[3])

Im häuslichen Leben, in den Bräuchen bei Geburt und Heirat zeigt sich wenig Abweichung von den Shan-Sitten. Der Buddhismus hat die religiösen, wie die sozialen Verhältnisse nach und nach

---

[1]) Vgl. Imp. Gazetteer of India **22**, p. 242; **15**, p. 160 werden für den Distr. Kathā zwei Sorten von 'pickled tea' als paungthi und pyaokthi unterschieden; die näheren Angaben, die hier fehlen, sind wohl aus R. Grant Brown, Burma Gazetteer. Upper Chindwin District, Vol. A (Rangoon 1913), p. 33 zu entnehmen. — Volksetymologische Erklärung des Namens Let-phet für „gepökelten“ Tee: Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 492; II, 3, p. 251.

[2]) Siehe auch Walter del Mar, The romantic East (London 1906), p. 83.

[3]) 'Tea is not used as a beverage, but the practice of chewing fermented tea-leaves is almost universal amongst the inhabitants of upper Siam': P. A. Thompson, Lotus Land (London 1906), p. 3.

geändert; er besitzt an den Palaung die bigottesten Anhänger; daß trotzdem der alte Geisterkult sich kräftiger noch als bei Birmanen und Shan bemerkbar macht und im Zentrum von Tawngpeng sogar über eine offizielle, vom buddhistischen Klerus stillschweigend sanktionierte Hierarchie verfügt,[1]) darf bei der späten Konvertierung der Palaung nicht wunder nehmen. In der Volkssitte ist aber bereits mit vielen alten Bräuchen aufgeräumt, und so finden wir auch nicht mehr den ungezügelten Geschlechtsverkehr vor der Heirat wie bei vielen nichtbuddhistischen Bergstämmen, sondern fester gefügte Verlobungsbräuche, ähnlich wie bei Birmanen und Shan; nur der Brautkauf ist noch beibehalten. In Namhsan bewegt sich der Preis zwischen 30 und 150 Rupien.

Die Palaung-Frauen haben noch das schwerfällige, scheue Benehmen der Bergstämme; die geistige Beweglichkeit und das energische, geschäftstüchtige Wesen ihrer birmanischen und Shan-Nachbarinnen mangelt ihnen. Das Volk ist schüchtern und hat sich nie durch Energie hervorgetan; gegen Andere hat es höchstens Abwehrkämpfe geführt, bis es dem Stärkeren weichen mußte. Ueberall lobt man seinen außerordentlich friedlichen, rechtlichen Charakter, die einwandfreie Moral und die bei Birmanen und Shan so selten zu treffende Sparsamkeit.

V.

In der Gesamtzahl (1102695) folgen unmittelbar hinter den Birmanen die Karen. Über ihre Abstammung und Heimat, ihren Wanderweg und ihre ersten Siedelungen in den Südlichen Shan-Staaten weiß man wenig. Obwohl sie sprachlich sich den Shan zur Seite stellen, zeigen sie sonst keine näheren Beziehungen zu ihnen; die sprachliche Verwandtschaft mag vielleicht nur oberflächlich, wenn nicht gar etwas Sekundäres sein, ohne daß eine ethnische Zusammengehörigkeit zu grunde liegt. Eine Menge der widersprechendsten Theorien hat das Rätsel der Karen-Herkunft zu lösen versucht, wobei natürlich auch die Zurechnung zu deu zehn verlorenen Stämmen Israels nicht fehlte. Dazu dürften die religiösen Überlieferungen Veranlassung gegeben haben, die stellenweise an die Bibel anklingen. Wahrscheinlich bleibt, daß die Karen urspünglich

[1]) Vgl. Scherman, Der Geisterkult der budddistischen Palaung, Festschrift für Alfr. Hillebrandt (Halle 1913) p. 160 ff.

den Weg, den so viele indochinesische Stämme zogen, von den Bergländern des westlichen China her angetreten haben, und daß sie vor der Hauptmasse der Shan in Birma ansäßig wurden. Sie scheinen friedlich ihren Weg durch abgeschiedene, unbewohnte Landstriche genommen und die Geschichte anderer Völker in keiner Weise beeinflußt zu haben.[1]) Die Überlieferungen der Karen, die von einem „Fluß von rinnendem Sand“ sprechen, den ihre Vorfahren überschritten haben sollen, auf die Gobi-Wüste zu deuten, ist recht gewagt. Von dem in den Südlichen Shan-Staaten etwas nördlich vom jetzigen Karenni-Gebiet liegenden Bergland aus verbreiteten sie sich nach Süden und Westen über die Ebenen der Flußmündungen und die Küste von Tenasserim. Von allen birmanischen Völkerschaften haben sie sich am wenigsten mit anderen Stämmen gemischt; der Hauptgrund ist in den strengen endogamischen Heiratssitten zu suchen, die gerade im kastenlosen Birma so befremden; selbst unter den zivilisierten Karen, bei denen die früheren strengen Vorschriften aufgegeben sind und die verschiedenen Stämme untereinander heiraten, sind Ehen mit Nicht-Karen eine Seltenheit. Auch die bereitwillige Annahme des Christentums stärkt ihre Eigenart insofern, als dadurch die Verschmelzung mit dem Birmanentum hintangehalten wird, die sonst das Schicksal aller ihm naherückenden Stämme ist. Trotzdem sie ursprünglich in den Bergen lebten, haben sie sich nach und nach auch in der Ebene gut akklimatisiert. Gegenwärtig finden wir Karen im zentralen Gebirgsland des Pegu Yoma, der die Wasserscheide zwischen Irrawaddy und Sittang bildet, im Paunglaung-Gebirge zwischen Sittang und Salween, an den Ostabhängen des Arakan Yoma westlich vom Irrawaddy-Delta; im Südwestteile der Südlichen Shan-Staaten bilden sie die Hauptbevölkerung; in der Nord-Süd-Richtung erstrecken sich ihre Wohnsitze von Toungoo bis Mergui.

Der Name Karen stammt von den Birmanen. Man unter-

[1]) Merkwürdig bleibt immerhin, daß die p. 69 genannte Chronik aus der Zeit, als die Palaung von den Shan aus ihren ältesten Wohnsitzen verdrängt wurden, berichtet, es hätten sich damals die „Weißen,“ „Roten“ und „Schwarzen“ getrennt; aus ersteren wurden die weißen und roten Karen, aus den Schwarzen die Taungthu und aus den „Gestreiften“, den Nachkommen der Nagā-Prinzessin, die Palaung. Sollte diese Sage auf irgend welche Tatsachen zurückleiten, so hätten die Karen mit Palaung und Shan zusammen in der gleichen Gegend gewohnt.

scheidet drei Hauptgruppen: die Sgaw, Pwo und Bghai. Die ersten beiden bilden die südliche Gruppe, die man als die eigentlichen Karen, volkstümlich auch als weiße Karen[1]) bezeichnet. Sie sind von gedrungenerem Körperbau und von hellerer Hautfarbe als die Birmanen, geistig weniger rege und haben — ganz im Gegensatz zu Birmanen und Shan — ein schweres, humorloses Temperament. Ihre apathische Natur hat Jahrhunderte lang die tyrannische Unterdrückung durch die Birmanen wie ein unabwendbares Schicksal ertragen, sodaß ihnen die britische Annexion geradezu eine Erleichterung bedeutete. Das ursprüngliche Karen-Kleid, das jetzt immer seltener wird, ein langer Kittel (birman. thindaing) mit zwei seitlichen Öffnungen für die Arme und einem Schlitz für den Kopf, bildet das einzige Obergewand für Männer, Knaben und Mädchen. Bei Frauen, die unter dem Kittel einen Rock tragen, ist er kürzer und häufig reich verziert mit Grassamen und Stickerei (Abb. 44). Dies ist nun auch für Mädchen allgemein Brauch geworden. Den Kopf umschlingt ein Turban.



Abbildung 44
Geko-Karen-Frau. Nach einer Photographie der American Baptist Mission.

Den ursprünglichen Geisterkult haben die zivilisierten Karen längst aufgegeben, scharenweise sind sie zum Christentum übergetreten; die American Baptist Mission hat hier die größten Erfolge erzielt. Eine weit geringere Zahl hat sich dem Buddhismus zugewendet. Unter ihnen wären vor allem die Taungthu zu nennen, ein Zweig der Pwo-Karen, der nach dem letzten Zensus 183054 Personen umfaßt. Geschlossene Massen der Taungthu wohnen

[1]) Diese Bezeichnung wird aber auch auf die Mepu-Karen, einen nördlichen Karen-Stamm, angewendet: Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 550.

im südlichen Birma, hauptsächlich im Thaton-Distrikt, und im Südwesten der Südlichen Shan-Staaten, wo sie die Hauptbevölkerung des Staates Hsatung (birman. Thaton) ausmachen; sogar das Staatsoberhaupt ist hier ein Taungthu. Man trifft sie ferner in Siam und



Abbildung 45
Zayein-Taungthu-Frau und (rechts) Taungthu-Frau im Basar von Wunthin, Südl. Shan-Staaten.

Kambodscha, wo sie sich mit Elephanten- und Pferdehandel abgeben; in Birma sind sie durchweg Bauern. Den Geisterkult hat der Buddhismus auch bei ihnen nicht zum Erlöschen gebracht; sonst sind ihre Sitten nach dem landesüblichen Schema umgestaltet. Die Kleidung ist bei den Männern den Shan angepaßt, bei den Frauen folgt sie

in den entlegeneren Distrikten noch der Karen-Sitte (Abb. 45 rechts). Sie hüllen sich ganz in Schwarz: ein kurzes Röckchen, darüber ein langer Schlitzkittel, dessen düstere Farbe nur durch Ziernähte an den Rändern und aufgenähte weiße Grassamen belebt wird. Den langen, schwarzen Turban schmücken schmale buntseidene Börtchen in Brettchenwebtechnik und farbige Endfransen. Die Wadentücher und die an kühlen Tagen den Armlochrändern angefügten Armstutzen sind farbig, mit Vorliebe wählt man grünen oder violetten Samt.

In enger Nachbarschaft mit den Taungthu leben die Taungyo, die aber trotz großer äußerer Ähnlichkeit, namentlich in der Kleidung, in keiner Weise mit ihnen verwandt sind; sie gehören überhaupt nicht zu den Karen, sondern sind ein birmanischer Stamm, der vor unbestimmter Zeit aus dem Irrawaddy-Tal ostwärts nach dem westlichen Plateau der Südlichen Shan-Staaten vordrang und sich stark mit den umgebenden Shan und Taungthu vermischte. Ihre Zahl ist nicht groß (19656); die religiösen Bedürfnisse befriedigt nominell der Buddhismus, dessen Decke aber noch dünner als bei den Taungthu den Geisterglauben überspannt. Wir fanden zwar überall in ihren Dörfern ein Kloster und in den Häusern ein, oft sehr hübsch geschnitztes, Regal mit Blumenvasen für das Buddhabild, aber an der Eingangstür schon baumelte ein Kaktuszweig oder auch ein Schlinggewächs nebst einem Stein als Abwehrmittel gegen üble, namentlich die Kinder bedrohende Einflüsse.

Von den Taungthu werden die Taungyo etwas über die Achsel angesehen, hauptsächlich wegen der zweifelhaften Moral ihrer Frauen, denen man sogar Käuflichkeit nachsagt. Jedenfalls urteilen Shan und Taungthu abfällig über das Verhalten der Taungyo-Mädchen, die ihren Liebhaber nicht als offiziellen Besuch im Elternhaus empfangen, sondern nächtlicherweile vor dem Haus auf ihn warten und sich mit ihm entfernen. Die Hochzeit ist eine sehr einfache Sache: hat der Bräutigam genügende Mittel zum Heiraten, so begibt er sich mit etlichen Geschenken zu den Eltern des Mädchens und begehrt sie zur Frau; ist ihnen das recht, so sagen sie ihm, er solle sie mitnehmen. Dann gehen beide in sein Haus, und damit ist das Zeremoniell beendigt. Scheidungen sind trotz dieser Laxheit selten. Wird ein Mädchen außerehelich Mutter, so muß sie — wie es auch bei den Taungthu Brauch ist — unter eid-

licher Versicherung den Vater nennen. Weigert dieser sich, sie zu heiraten, so muß er 30 Rupien zahlen; läugnet er die Vaterschaft, so muß das Mädchen Beweise erbringen; kann sie das nicht, so muß sie in Schande das Dorf verlassen.



Abbildung 46
Taungyo-Mädchen, Myinmati, Südl. Shan-Staaten.

Die Weiber der Taungyo sind tüchtige Feldarbeiterinnen und gehen auch in Lohnarbeit. Auf der großen Farm, die der englische Oberst Rippon, dessen Gäste wir eine Woche lang waren, in Kalaw, am Eingang der Südlichen Shan-Staaten, angelegt hatte, erwiesen sie sich als die fleissigsten Gartenarbeiterinnen. Die Gewandung (Abb. 46) unterscheidet sich hauptsächlich in der Farbe von der der Taungthu; statt des düsteren Schwarz nehmen sie Blau mit farbigen Randstreifen für ihre kurzen Röckchen, der lange Kittel ist rot mit schmalen gelben und grünen Querstreifen, an den Hals und Armausschnitten mit weissen Grassamen benäht. Die kräftigen Beine sind mit Wadentüchern bekleidet und unterhalb der Knie mit Messingspiraldrahtreifen und Bündeln lackierter Schnüre umwunden; Armstulpen aus Baumwollstoff oder Plüsch ersetzen — wie bei den meisten Kitteltrachten der Bergvölker — außerhalb der Arbeitszeit die fehlenden Ärmel. Ketten aus dicken, roh gegossenen Silberscheiben umgeben den Hals, große silberne Ohrzylinder weiten die Ohrlappen, in denen noch Bündel von würfelförmigen Filigranohrringen hängen. Der auf dem Hinterkopf aufgesteckte Haarknoten ist von einer Silberkette umschlungen und mit Schmucknadeln durchsteckt. Darüber winden die Mädchen ein rot und blau karriertes Tuch, während die Frauen einen dunkelblauen, kunstvoll mit verschieden-

farbigen Blumen- und Streifenmustern durchwirkten und von einer breiten roten Flanellkante umrahmten Turban tragen (Abb. 47).

Die Bekanntschaft dieser Stämme machten wir im Südwesten der Südlichen Shan-Staaten, die in der Mannigfaltigkeit der Nationali-



Abbildung 47
Ältere Taungyo-Frau, Myinmati, Südl. Shan-Staaten.

täten einen Typenreichtum aufweisen, wie kaum ein anderes Gebiet innerhalb Birmas. Bis zu dem ganz besonders ergiebigen östlichsten Staat Kengtung vorzudringen, gestattete leider unsere Zeiteinteilung nicht, und so müssen wir es für diesen Landstrich bei einer kurzen Übersicht und dem allgemeinen Hinweis auf das

Material im Gazetteer of Upper Burma bewenden lassen. Das meiste Interesse beanspruchen die Wa, die bereits oben (p. 69) als Sprachverwandte der Palaung Erwähnung fanden. Die „zahmen“ Wa wohnen in Kengtung, Manglön und den angrenzenden Shan-Gebieten (14674); teilweise rechnen sie sich nach Annahme des Buddhismus als „Tai-loi“ (Berg-Shan) sogar zu den Shan. Die „wilden“ Wa hingegen in den eigentlichen Wa-Territorien zählen zu den unzugänglichsten Volksstämmen, und die bei ihnen noch eifrig betriebene Kopfjagd[1]) macht den Aufenthalt dort gefährlich.

Als Verwandte der Palaung gelten noch mehrere Stämme an dieser Ostgrenze, deren Hauptmassen in den Laos-Staaten und in Yünnan leben und nach und nach immer mehr Ausläufer auf birmanisches Gebiet vorschieben, sodaß bereits etliche Hundert in Kengtung wohnen; das sind die Miaotse und noch einige Yao-Stämme.[2]) Von der birmanischen Sprachgruppe finden wir dort die Lahu (18103), die Kwi (3189), die Ako (4119) und die Akha oder Kaw (33181); bei den letzteren tragen die Frauen merkwürdige Reifenhüte, von denen wir durch einen britischen Beamten zwei Exemplare für die Münchener Staatssammlungen erwerben konnten.

Die Hüte bestehen aus zwei oder drei Reifen aus Bambusspänen von ca. 6—8 cm Breite, über die schmale, in verschiedener Musterung mit Grasfasern fein umflochtene Ringe gelegt und mit Spangen aus blauer Baumwolle festgehalten sind. Diese Reifen sind schräg nach hinten übereinandergesetzt und gehalten von einem langgezogenen, gebogenen, aus Bambusstreifen zusammengerollten Ring, der nach hinten aufgestellt wie ein hoher Steckkamm aus dem obersten Hutreifen hervorsteht. Ein rechteckiger dunkelblauer Baumwollappen, mit umflochtenen Bambusstäbchen und Samenschnüren benäht, hängt rückwärts vom Hut in den Nacken. Gehänge dieser Grassamen schmücken das Ganze. Manchmal sind die Reifen

[1]) Über dieses weite Ausblicke eröffnende Thema vgl. die beiden inhaltsreichen, das Material vorsichtig abwägenden Aufsätze „Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma und ihre Ausstrahlungen nach Vorderindien“ und „Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien“ von R. v. Heine-Geldern: Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. Wien **47** (1917), p. 1—65; **51** (1921), p. 105—40. Dazu W. Schmidt, Anthropos, Bd. 14/5, p. 1138–46.

[2]) Vgl. Archiv f. Anthropologie, N. F. **14**, p. 213.

auch über einem helmartigen Rohrgeflecht aufgebaut und die Stofflappen hängen vorn auf die Stirn.[1])

Mit großem Bedauern sahen wir die Straße nach Kengtung von unserm Weg abzweigen, der uns nach dem Karenni-Gebiet führte. Die Reise dorthin — auf der Landstraße und einem Kanalweg bis Yawnghwe, von hier in viertägiger Bootfahrt über den Inle-See und auf dem ihn durchfließenden Nam Hpilu (birm. Balu Chaung) bis nach Loikaw in Gantarawaddi, dem östlichsten Karenni-Staat — hat uns an ethnographischen Beobachtungen und Sammlungen erfreuliche Ernte eingetragen. Wir befanden uns vornehmlich im Bereich der nördlichen Hauptgruppe der Karen, der Bghai; sie begreift eine Anzahl Stämme in sich, die weit mehr in ihrem ursprünglichen Kulturstande verharrt haben, als die südlichen Gruppen. Ihre Wohnsitze liegen abseits vom Verkehr in dem frühesten Einwanderungsgebiet der Karen; birmanischer und Shan-Einfluß haben da noch weniger gewirkt. Der Nam Hpilu, der im Süden des Shan-Staates Thamakan entspringt und, wo er das Südende des Sees verläßt, sich aus einem schilfdurchwachsenen Sumpf allmählich wieder zu einem Flußlauf entwickelt,[2]) bildet die wichtigste Verkehrsader zwischen dem See und dem Hauptort Loikaw; er ist nur für die einheimischen langen, schmalen, ausgehöhlten Boote befahrbar wegen seiner ungleichen Wassertiefe und der Schwierigkeiten, die die eingebauten Stauwehre verursachen; diese ermöglichen den riesigen Schöpfrädern, von denen bis zu drei neben einander stehen, das zur Feldbewässerung nötige Wasser in die Leitungsrinnen zu heben.

Die Flußfahrt brachte uns zunächst in das Gebiet der roten Karen oder Karenni (birmanisch ni = rot). Sie sind im Zensus 1911 mit 19008 Personen beziffert. Klein und schmächtig, stehen sie körperlich hinter den südlichen Karen-Stämmen zurück; die Gesichtsfarbe ist hell, färbt sich aber im Sonnenbrand rötlichbraun.

---

[1]) Abbildungen bei Scott, Burma, p. 101, Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 500 und Davies, Yün-nan, p. 394 f. Wenn W. A. Graham, Siam[2] (London 1912) in seinen Illustrationen hinter p. 128 dieselbe Hutform den Miaotse beilegt, so dürfte da ein Irrtum obwalten.

[2]) Angaben über diesen (in den Registern gewöhnlich fehlenden) Fluß im Gaz. of Upper Burma II, 1, p. 309 und II, 3, p. 381; Imp. Gaz. of India, Provincial Series. Burma II (Calcutta 1908), p. 335.

Sie sind tatkräftiger und auch kriegerischer veranlagt als ihre südlichen Vettern; sie waren der einzige Karen-Stamm, der selbst der britischen Okkupation Widerstand leistete. Dem Geisterkult sind sie treu ergeben; die „Nat“-Pfosten ragen weithin sichtbar bei



Abbildung 48
Karenni-Frauen beim Fischverkauf im Basar von Pekon, Südl. Shan-Staaten.

ihren Dörfern empor. In neuerer Zeit aber haben auch bei ihnen die amerikanischen Baptisten sowie die katholische Mission Erfolge gehabt und zuweilen ganze Dörfer zum Christentum bekehrt. Dessen ungeachtet steht ihre innere wie äußere Kultur ziemlich tief; namentlich an Unsauberkeit übertreffen sie die meisten, ohnehin nicht durch Reinlichkeit berühmten Bergstämme. Die vorwiegende Farbe der Gewandung — auch der kurzen Männerhosen — ist rot. Die Frauen (Abb. 48) tragen über einem kurzen, rot und blau gestreiften Rock dicke Stränge von grünen, roten und blauen Perlen; eine weiße

Stoffschärpe umgürtet den Leib, die Brust deckt ein rotes, mit weißen Streifen durchzogenes Tuch, das quer über die Schulter geknüpft ist; auch über den Kopf wird ein ähnliches rotes Tuch gestülpt. Perlstränge, wie bei den Hüftketten, außerdem Reihen von dicken, plump gegossenen Silberscheiben bilden den Halsschmuck, in den Ohrlappen stecken weite silberne Pflöcke, und darunter hängen noch Bündel eichelförmiger, spitz zulaufender Ohrringe. Recht massig und unbequem ist der Knieschmuck: dicke Bündel lackierter Rohrreifen, durch Messingringe vereinigt, bilden einen unförmigen Wulst um die derben Beine und nötigen die Frauen zu einem schwerfälligen, breitspurigen Gang; sie zwingen sie auch, weil sie das Abbiegen der Knie hindern, auf dem Boden mit gerade ausgestreckten Beinen zu sitzen — eine Stellung, die von den Birmaninnen und Shan-Frauen als höchst anstößig empfunden wird. Bei ihren Tänzen stört die geringe Beweglichkeit der Beine nicht, da sie nur ein ruhiges Schreiten erfordern. Bei den Leichentänzen, an denen auch die Männer teilnehmen, wirken die gemessenen, federnden Schritte, das Neigen und Wiegen der reihenweise mit angefaßten Händen vor- und rückwärts schreitenden Tänzer wirklich ergreifend. Ähnlich feierliche Reigentänze finden wir auch sonst bei hinterindischen Bergvölkern; sie lassen sich bis zum malaiischen Archipel verfolgen.[1]) Eine Filmaufnahme von einer Totenfeier der Tura auf Celebes, die der Amsterdamer Professor van Wuuren jüngst auch in Deutschland vorgeführt hat, rief uns durch ähnliche, wenn auch rhythmisch minder graziös bewegte, von taktmäßigem Schleudern der Arme begleitete Tanzschritte der Frauenreihen die Tage von Loikaw in lebhafte Erinnerung.

Die Karenni-Weiber schaffen rüstig in Feld und Haus, weben alle Gewänder selbst und fehlen auch nicht beim Basarhandel. Bei einigen verwandten Stämmen, z. B. den Yimbaw-Karen (Abb. 49) finden wir gleiche Gewandung und Sitten. Bei anderen Karen geht die Weiblichkeit im Verzicht auf jede Bequemlichkeit dem Körperschmuck zuliebe noch erheblich weiter und stellt selbst europäische Modetorheiten in den Schatten. Die Frauen der Bre(k)-Karen (Abbildung 50) eines außerordentlich scheuen, 6911 Seelen zählenden

[1]) Über Tänze der Nichteuropäer reiches Material bei W. Ridgeway' The dramas and dramatic dances (Cambridge 1915).

Stammes, tragen breite, schwere Messingspiralstulpen oberhalb der Knie und schmälere Spiralreife um die Fußknöchel; auch den Unterarm beschwert der gleiche gewichtige Messingschmuck. Über den Knien endigt das dunkelblaue, rotgeränderte Röckchen, den Oberkörper umhüllt eine Schlitzjacke aus weißem, rot und schwarz gestreiftem



Abbildung 49
Yimbaw-Karen-Frauen aus dem Padaung-Dorf Naungswe, Südl. Shan-Staaten.

Stoff mit Fransen an den Armlöchern. Perlketten, Messingreifen und halbmondförmige Silberscheiben zieren Hals und Brust, silberne Pflöcke weiten die Ohrlappen. Beim Tanz, der wieder ein wiegender, feierlicher Reigen ist, blasen die Frauen auf Bambuspfeifen. Ganz auffallend harmonische Töne geben die Büffelhörner, denen die Männer einen lang gehaltenen, sanft an- und langsam abschwellenden Akkord entlocken. Überrascht horchten wir auf, als dieser wundervolle Klang über die Felder zu uns drang — die Bre hatten auf Veranlassung des britischen Distriktsbeamten Leute entsandt, die uns gerade noch in letzter Stunde vor dem Aufbruch erreichten, um unsere photographischen und phonographischen Arbeiten um seltenes Material zu bereichern.

Das schwerste Gewicht an Metallschmuck bürden sich die Frauen der Padaung (Abb. 51—52) oder, wie sich der 8516 Köpfe zählende Stamm selbst bezeichnet, der Kekawngdu auf. Zur „Zier" an Armen und Beinen kommt bei ihnen ein hoher Halskragen aus den gleichen Messingspiralen. Schon den kleinen Mädchen wird dieses ersehnte Schmuckstück angeschmiedet, das von Zeit zu Zeit



Abbildung 50

Bre-Karen, drei Frauen und (links) ein Mann aus Brehpa bei Ngwedaung, Karenni-Staaten.

durch ein größeres ersetzt wird. So erreicht schließlich der Halskragen eine Höhe von 20 cm; an ihn schließt sich unten ein flacher den Schulteransatz deckender Kragen, und in diesen ist im Nacken ein 10 cm breiter Spiralring eingezogen — es heißt, zur Strafe würden die Frauen von ihren Männern daran festgeschlossen. Von diesem Kragen hängt ein Strang haselnußgroßer Silberperlen nieder, der mit einer Silberscheibe abschließt; eine gleiche Kette geht von der rechten Schulter quer über die Brust unterm Arm durch. Die ganze Auftakelung macht aus der Padaung-Schönen

eine uns überaus komisch erscheinende Figur, die schon zu Vergleichen mit einer Champagnerflasche angeregt hat: über dem kurzen schwarzen, rotgeränderten Röckchen bauscht sich die weite Schlitzjacke, aus dem hohen Messingkragen lugt rundlich, wie ein Sektkorken aus dem Flaschenhals, der Kopf mit dem zu einem



Abbildung 51
Padaung-Mann (mit Panflöte) und zwei Frauen, Karenni-Staaten.

hohen Schopf aufgedrehten und mit allerhand Läppchen, Litzen, Samenkörnern, Perlen, Kämmchen und Schmucknadeln verzierten Haar. Die Jacke ist übrigens schöne Webarbeit; der obere Teil weiß, zuweilen mit roten Sternen bestickt, die untere Hälfte doppelseitig, innen weiße Baumwolle, außen rote Seide. Es heißt, daß andere Karen diese Jacken für die Padaung weben.[1])

[1]) Ein ganz gleiches Stück trägt die Geko-Karenfrau auf Abb. 44. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier alte Stammesbeziehungen mitspielen; nach H. R. Spearman, British Burma Gazetteer I (Rangoon 1880), p. 167 werden

Der Heirat geht bei den Padaung ein formelles Werben bei den Eltern des Mädchens mit länger fortgesetzten, offiziellen Besuchen des jungen Mannes voran. Hat dieser sich endgültig entschlossen, so läßt er die Einwilligung des Mädchens und der Eltern einholen, und nach beiderseitigem Geschenkwechsel erfolgt die Hochzeit ohne



Abbildung 52

Padaung-Gruppe, Karenni-Staaten. Die Männer tragen für das Münchener Museum erworbene Waffen (Schild, Speer, Armbrust); links am Boden ein Karenni-Kesselgong (Shan-Arbeit aus Ngwedaung).

nennenswertes Zeremoniell, mit langem Ess- und Trinkgelage. Bemerkenswert ist, daß die Padaung nicht wie die anderen Karen endogamische Heiratsregeln befolgen, sondern durchaus exogamisch verfahren; jeder kann unbehindert durch Rücksicht auf verwandtschaftliche Beziehungen seine Frau wählen.

Die Zayein (Salein)- oder Sawntüng-Karen bewohnen in einer Zahl von 4981 Personen 26 Dörfer der Shan-Staaten Loilong und Möngpai (Mowbye). Der birmanische Name Gaungto weist in

die „Gai-kho“-Karen, ein Zweig der Pwo, von den Karenni mit der Bezeichnung „Padoung“ belegt.

seiner Wortbedeutung auf den kurzgeschorenen Kopf der Männer. Weiß ist die Gewandfarbe der meisten hierher gehörigen Gruppen. Die Männer haben in der Regel kurze Hosen aus ungebleichtem Stoff und darüber an kühlen Tagen ein ebensolches hemdartiges Gewand. Bei den Frauen ist der kurze Rock und die Schlitzjacke zumeist mit blauen Bändern versehen; die einzelnen Dörfer lassen Unterschiede auch in Schmuck- und Kopfputz beobachten. Auf unserer Bootsfahrt flußabwärts nach Loikaw waren wir beim Basarbesuch in einem Uferdorf einer Frau (Abb. 45 links) mit langem weißen, blau geränderten Schlitzkittel begegnet, mit dunklem Turban und Gürtel, Wadentüchern und Armstulpen in schwarz; sie wurde uns als „Zayein-Taungthu-Frau" bezeichnet. Augenscheinlich hatten wir eine Sinsin-Karenfrau[1]) vor uns, aus einem Zayein-Stamm, der sich unter Shan und Taungthu angesiedelt und hauptsächlich letzteren angeähnelt hat. Erst ängstlich ausweichend hielt sie schließlich doch unserer Kamera Stand und verkaufte uns sogar ihre Ohrringe. Ihre Gesichtszüge zeigen typischen Karenschnitt, obschon ihr Stamm sich längst nicht mehr an die endogamischen Heiratsregeln der Karen bindet.

Später glückte es uns, von Loikaw aus in einem zweitägigen Ritt ein Gaungto-Karendorf im Staat Möngpai aufzusuchen. Es lag auf dem Gipfel eines bis fast zur Höhe bewaldeten Hügels und bestand nur aus sechs neuen Häusern, da es kurz zuvor abgebrannt war. Unser Besuch war vorher angekündigt worden, und so trafen wir die weibliche Bewohnerschaft scheu zusammengedrängt, auf einer Hausveranda unter dem tief niederhängenden Dach hockend und neugierig nach uns auslugend — sie hatten bis dahin noch keine Europäer zu Gesicht bekommen. Der Dorfobmann und sein Sohn, struppige Gestalten, waren schon vorher im Waldesdickicht plötzlich vor uns aufgetaucht, um uns hinauf zu geleiten. Ein Dutzend Email-Eßteller, die wir als Mitbringsel im Basar erworben hatten, reichte gerade für die Zahl der Damen und half bald die schüchterne Zurückhaltung überwinden, die vor allem auch in der geschämigen Umhüllung des Unterkörpers ihren Ausdruck gefunden hatte. Um die Hüften trugen sie bis zu den Füßen reichende weiße Umschlagdecken mit grünen und roten Streifen, die wir als Schaltücher

[1]) Vgl. Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 544.

bereits bei den Karenni in Gebrauch gesehen hatten. Als diese abgelegt waren, standen die Weiblein in ihren kurzen weißen, blaugeränderten Röckchen und den ebenso gefärbten Schlitzjacken da, die ein schmaler Gürtel umspannte (Abb. 53). Der bei den nörd-



Abbildung 53
Zayein(Gaungto)-Karen-Weiber, Tadeka (birm. Tarudaw), Südl. Shan-Staaten.

lichen Karen-Stämmen so beliebte Knieschmuck macht bei ihnen trotz der Schwere keinen arg ungefügen Eindruck, ist jedoch sicherlich weitaus der unbequemste. Breite Messingstulpen umschließen die Schenkel oberhalb des Knies. Von den Knöcheln aufwärts sind die Waden von schwarz lackierten Schnüren umwunden; wo sie unter dem Knie endigen, liegen über den aus ihnen vorhängenden weißen Stofflappen schmale Messingreifen, an denen ringsum 8—10 Messingringe von 12 cm Durchmesser hängen. Natürlich beeinträchtigt dies das Gehen derart, daß die jüngsten Mädchen steif wie gichtbrüchige Alte einherstelzen. Das Haar ist vorn ziemlich kurz, in der Mitte gescheitelt und hängt in Strähnen seitlich nieder; das übrige

Haar wird am Hinterkopf in einen Knoten gedreht, den ein weißes Tüchlein mit roten Fransen deckt. Männer und Frauen tragen die gleichen Silberohrringe: spitze Blätter mit eingestanzten, punktierten Rippenlinien. Ketten aus Glas- und Steinperlen, Gehänge aus Eberzähnen schmücken den Hals, und von der Jackenöffnung aus zieht sich quer über die Brust zum Gürtel ein Strang Silberperlen, wie die Padaung sie tragen. Unter dem Kinn ist den Frauen ein sonderbares Muster, pfeilförmig mit gebogenen Ausläufern zu beiden Seiten der Spitze, eintatauiert; bei den Männern findet sich ein anderes Ornament an der Hand.[1])

Ihre Gewänder weben die Gaungto-Frauen dieses Dorfes nicht selbst; man sagte uns, daß sie in Kalā[2]), einem von demselben Karen-Stamm bewohnten Dorf im Möngpai-Staat, hergestellt würden. Vielleicht liegt hiefür ein abergläubischer Beweggrund vor, der für die Zayein-Karen der Dörfer Loilong und Nankwo (Loilong-Staat) angegeben wird: vor etlichen Generationen seien in diesen Dörfern mehrere Personen durch Weben verrückt geworden und seitdem wurden Webstühle dort verboten[3]). Den Messingschmuck machen, wie wir hörten, Taungthu im Loilong-Staat.

Die endogamischen Heiratssitten, die bei den nördlichen Karen durchweg noch strenger als bei den südlichen beobachtet werden, haben bei den Zayein-Karen die extremste Form erreicht und könnten, wenn sie nicht abgeschwächt werden, sogar den Stamm zum Aussterben führen. Nach Angaben des Gaz. of Upper Burma (I, 1, p. 546) besteht das Zayein-Dorf Banyin im Loilong-Staat aus sechs Häusern, unter deren Bewohnern alljährlich nur ein Paar — noch dazu nach Befehl und Gutdünken eines Eingebornen-Beamten, der eigens zu dem Zweck hinkommt — zur Ehe zusammengetan wird.

So schlimm war es in dem von uns besuchten Dorfe noch nicht bestellt. Es bestand, wie gesagt, auch nur aus sechs Häusern; vier Familien gab es, außerdem noch vier heiratsfähige Mädchen und vier Junggesellen, denen, wie man uns sagte, das für die Hochzeit nötige Geld mangelte. Das ist aber durchaus nicht immer der einzige Hinderungsgrund; die Vorschriften, daß nur innerhalb be-

[1]) Die Zayein-Männer in Loilong haben zwei schwarze Vierecke unterm Kinn als Tatauiermale: Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 543.

[2]) Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 54; II, 2, p. 455.

[3]) Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 543.

stimmter naher Verwandtschaftsgrade und mit Einwilligung der Dorfältesten geheiratet werden darf, dazu die Regel, daß nur gewisse Dörfer mit einander in Heiratsbeziehung stehen, erschöpfen eben unter Umständen die Heiratsmöglichkeiten so gut wie ganz. So kommt es, daß man unter den Zayein-Karen häufig betagte Junggesellen und alte Jungfern trifft — eine in Birma höchst befremdliche Erscheinung. Wir befinden uns hier auf einer ganz anderen Kulturstufe; das erweist auch die übliche Einrichtung des Junggesellenhauses, das die jungen Burschen nach erreichter Pubertät beziehen; von da ab bis zu ihrer Heirat dürfen sie das Elternhaus nicht mehr betreten. Das Junggesellenhaus dient auch als Gastherberge. In dem von uns besuchten Zayein-Dorfe war es nach dem Brande leider noch nicht wieder aufgebaut. Die Mädchen der Zayein bleiben im Elternhaus und kommen nie aus dem Dorfe, kein junger Bursche darf mit ihnen sprechen. Bei der Heirat befragen die Eltern des jungen Mannes jene des Mädchens; willigt dieses ein, so erhält es Brautgeschenke; dann rüsten die beiderseitigen Eltern ein Fest, das, abgesehen von einem Reisopfer an die Nat, in einem Eß- und Trinkgelage besteht, das drei Nächte hindurch währt. Es ist die einzige Gelegenheit, bei der die Unverheirateten beiderlei Geschlechts sich treffen, aber nur Verwandte des Brautpaares.

Die Heiratsbeschränkungen führen auch häufig zu höchst ungleichen Verbindungen; ein jugendlicher Bräutigam wird an eine Matrone gefesselt und umgekehrt. Witwer und Witwen können mit Einwilligung des Dorfvorstandes wieder heiraten. Früher war es Brauch, wenn ein Mädchen mit einem Nicht-Karen durchging, das Paar zu einem grausamen Erhängungstod zu verdammen; jetzt begnügt man sich mit dem Ausschluß der Frau aus der Dorfgemeinde. Entfernt sich ein junges Paar, um ohne Erlaubnis die Ehe einzugehen, so darf es sein Geburtsdorf und auch kein anderes Zayein-Dorf mehr betreten; auf solche Weise sind schon eine Anzahl neuer Dörfer gegründet worden.

VI.

Innerhalb des birmanischen Staatengebildes sind die Kachin (Aussprache: Katschin) gewißermaßen „Parvenüs"; mit rücksichtsloser Stoßkraft haben sie es vermocht, auf ihren ungestümen Wander-

zügen Völker, die auf ältere Rechte pochen konnten, aus ihren Wegen zu drängen. Den Shan und Palaung insbesondere verbitterten sie in wenig nachbarlicher Gesinnung das Leben durch Räubereien und Erpressungen, und auch den britischen Machthabern gelang es nicht leicht, ihnen Ordnung und Friedfertigheit aufzuzwingen. An dem Kulturaufstieg der Birmanen haben sie, obwohl sprach- und stammverwandt, in Religion und Lebenshaltung kaum einen Anteil. Ihre Zahl in Birma beläuft sich auf 162368, aber eine noch größere Ziffer ist für den im Norden auf unverwaltetem Gebiet und in China wohnenden Volksteil vorzubehalten. In der Frage nach der ältesten erkundbaren Heimat treffen eigene Überlieferungen der Kachin und allgemeine ethnologische Erwägungen zusammen; man wird hiefür nach dem östlichen Assam und der südöstlichen Grenzecke des zerklüfteten tibetischen Hochlandes, dem Gebiet der Irrawaddy-Quellflüsse zu blicken haben. Vor zwei bis drei Jahrhunderten mögen ihre Wanderungen nach Süden begonnen haben, die sie in zumeist feindliche Berührung mit Shan und anderen Stämmen am Irrawaddy brachten. Am Westufer des Malihka-Irrawaddy vordringend, warfen sie sich zu Herren der Hkamti-Shan auf, ergriffen Besitz vom Hukong-Tal und taten das ihrige, um die Reste des einst so blühenden Ahom-Reiches in Assam zu vernichten. Die weiter südwärts ziehenden Kachin finden sich einer geschlossenen Masse von Shan und Birmanen gegenüber, die sie zwingt, in der Gegend des heutigen Myitkyina den Irrawaddy zu überschreiten. Von da ab folgen sie den Bergzügen am Ostufer des Stromes, wobei sie den Palaung und den anderen dort ansässigen Stämmen gefährlich werden. Größere Massen siedeln sich im Hügelland um Bhamo an, wo sie mit den chinesischen Grenzprovinzen Fühlung gewinnen. So erstrecken sich schließlich, da einzelne Gruppen am Oberlauf des Irrawaddy zurückgeblieben sind, die Wohnsitze der Kachin, wenn man isolierte Gemeinden in den Shan-Staaten mit einrechnet, vom 29. bis fast zum 20. Grad nördl. Breite, und schon diese geographische Verteilung hilft uns verstehen, wie der Vorstoß nach Süden die allmähliche Annäherung an höhere Kulturen begünstigt, wenn auch bis jetzt die isolierte Lage ihrer Wohnsitze in abgelegenen Berghöhen und eine komplizierte Stammesverfassung ihnen noch viel von der alten Eigenart gewahrt hat. Der Name Kachin ist birmanisch und hat sich innerhalb Birmas eingebürgert.

Als älteste Benennung ist „Chingpaw“ mit verschieden artikulierter Aussprache des Anlautes (tonloser oder tönender Palatal oder Sibilant) anzusetzen. Der Name Hkahku, für die am Irrawaddy-Oberlauf näher ihrer alten Heimat sitzenden Kachin gebraucht, kann nicht als eigentliche Stammessonderung ausgelegt werden, sondern bestätigt nur, daß die Leute in dem Quellflussland (Hkahku heißt Flußhaupt), aus dem alle Kachin herzustammen behaupten, geblieben sind; er dient somit zur Unterscheidung der südlichen und nördlichen Gruppe.

Die Kachin sind in eine Unzahl von Stämmen und Unterstämmen zersplittert; bestimmte Familien stellen die Obrigkeit, wobei es nicht als selbstverständlich gilt, daß diese erblichen Ämter von Angehörigen des eigenen Stammes bekleidet werden müssen. Im Norden ist auch freie Wahl ohne Erblichkeit als Ausfluß früherer Rebellenbewegungen nicht unbekannt; dieses System erlischt aber zusehends, da innerhalb der birmanischen Verwaltungsgrenzen solche Organisationen nicht geduldet werden.

Die durch die britische Okkupation geschaffene Sicherung von Handel und Verkehr hat dem Wohlstande des Volkes, der sich in erster Linie auf einem gewissen Raubrittertum aufgebaut hatte, einen argen Stoß versetzt. Die Kachin sind nun, wie die übrigen Bergvölker, auf den kümmerlichen Ertrag ihrer Bergkulturen angewiesen; in den Ebenen aber können sie sich nicht recht akklimatisieren. Die Verarmung zeigt sich vor allem in der Einschränkung der großen mit Tänzen und Schlachtopfern verbundenen Feste (Menau), die von den Häuptlingen alljährlich veranstaltet wurden und die sich auch bei Hochzeitsfeiern in großer Üppigkeit entfalteten.

Der Geisterkult bürdet den Kachin lähmende Sorgen auf; sie rechnen mit einer Unzahl „Nat“. Das bespötteln die Kachin sogar selbst in launig gefärbten Geschichtchen. Um die hier einschlägige Erzählung zu verstehen, muß man zuerst ihre Sage [1]) über die ihnen von einem göttlichen Wesen verliehene und zu Verlust gegangene Schrift gehört haben. Als der große Geist einstmals die Schrift verteilte, gab er sie den Birmanen und Shan auf einem Palmblatt, den Chinesen und den Europäern auf Papier, den Kachin auf Pergament. Der Kachin, der das lederne Schrift-

[1]) Unten (Abschnitt VIII) in weiterem Zusammenhang beleuchtet.

stück unterm Arm forttrug, schwitzte so, daß es ganz durchnäßt wurde und zum Trocknen über das Feuer gehängt werden mußte. Da erwischten es die Ratten, verschleppten es in den Reiskorb und zernagten es. Man meinte den Inhalt der Schrift zu retten, indem man den Reis einweichte und das Wasser trank. Daher betrinkt sich noch heutigentags jeder Dumsa (Priester), bevor er seine Prophezeiungen beginnt, mit Reisschnaps, um so das Wissen in sich aufzunehmen.

Als nun der große Geist später wieder alle Volksstämme zu sich berief, suchten die Shan, Birmanen und die Fremden in ihren Büchern nach dem Grund der Einberufung und erkannten, daß es sich um die Verteilung von Gold, Silber und Reichtümern handeln werde; sie nahmen darum große Körbe mit. Die Kachin die keine Bücher mehr hatten, wußten von nichts und rückten bloß mit ihren kleinen Umhängtaschen an. Natürlich zogen sie mit karger Ausbeute von dannen und blieben arm, während die andern mit den ihnen zugeteilten Schätzen ihren Reichtum begründeten. Bald darauf erfolgte wieder eine Zusammenberufung. Die mit Büchern versehenen Völker ersahen aus diesen, daß Nat verteilt werden sollten und versorgten sich mit Blumen, um diese zu ehren. Die Kachin erwarteten sich wieder Schätze und zogen diesesmal mit großen Tragkörben aus. Als alle vor dem großen Geist versammelt waren, gebot er jenen, nach ihrer Heimkehr den ihnen zugewiesenen Nat die Blumen zu opfern. Den Kachin aber füllte er die Körbe mit Nat an. Unterwegs ward ihnen die Last zu beschwerlich, und so ließen sie von Zeit zu Zeit einen Nat am Wege zurück, brachten aber immerhin die Körbe noch halbvoll heim. So müssen sie nun nicht allein den Nat daheim, sondern auch noch den unterwegs zurückgelassenen, in Wäldern, Felsen, Schluchten und Strömen hausenden Geistern opfern.

Und das merkt ein Jeder, den sein Pfad durch Kachin-Gebiet führt. An über den Weg gespannten Seilen sind sternförmige Bambusgitter aufgehängt, die eine in der Nachbarschaft grassierende Krankheit oder Viehseuche vom eigenen Dorfe abhalten sollen; auch an Rastplätzen von Karawanen sieht man die Gitter als Geisterschutz hängen. (Die Hexenkreuze in der Dachauer Gegend Südbayerns entsprießen genau dem gleichen Vorstellungskreise!) Bambus-Altäre verschiedener Form stehen an den Wegen im Waldes-

dunkel, mit Gräsern geschmückt und mit Bambushülsen für Reisschnaps, Früchten etc. als Opfer versehen; kleine Schutzhütten daneben zeigen an, daß hier kürzlich Opferspeisen für eine Festlichkeit bereitet wurden. Hohe Masten ragen in die Lüfte, mit länglichen, korbähnlichen Geflechten besetzt; in diese werden Hühner als Opfer gesteckt, die man sich nachher gut schmecken läßt. Am Dorfeingang sind dreikantige Holzpfosten aufgestellt, schwarz be-



Abbildung 54
Kachin-Mädchen, Bhamo, Ober-Birma.

malt mit Darstellungen von Reisähren, Waffen und Frauenschmuck; alljährlich zur Saatzeit aufgerichtet, wollen sie symbolisch gute Ernte, Jagdglück und Reichtum erbitten. Kreuzförmig oder H-förmig gefügte Balkengerüste, mit Büffelschädeln behängt, künden die Stätte für Büffelopfer, die bei größeren Festen stattfinden. Auch im Hause fehlt der Geisteraltar nicht, und in dem des Häuptlings ist ein eigener Raum für den Schutzgeist der Häuptlinge, den Madai-Nat, vorgesehen; hier wird auch der Reisschnaps destilliert, der für den Kult sowohl wie als Festgetränk so notwendig ist. Trotzig, wie eine

Festung, nimmt sich solch ein Häuptlingshaus in den Kachin-Bergen aus: ein mächtiger, langer Pfostenbau mit vorspringendem spitzen Frontgiebel, am Eingang umwallt von einer hohen, starken Bambuswand.

Die Kachin (Abb. 54) sind kleine, aber sehnige Gestalten mit breiten Gesichtern, starken Backenknochen und etwas schräg gestellten Augen. Die Nase ist gewöhnlich breit, öfters ganz flach, zuweilen aber auch hübsch geformt, mit hohem Nasenrücken. In der Kleidung prägen sich auch hier wieder nur bei den Frauen die Stammesunterschiede aus, die Männer richten sich nach der birmanischen, chinesischen oder Shan-Nachbarschaft. Das Frauengewand besteht aus einem aus drei Webebahnen zusammengesetzten Stoffstück von 0,60—0,75 m Breite und 1,60—1,70 m Länge, das als Rock um den Leib befestigt und seitlich übereinander gesteckt wird; eine Anzahl Rohrreifen, bei einigen Stämmen mit Kaurimuscheln besetzt, werden als Hüftenringe darüber geschoben. Eine ärmellose, kurze Jacke mit Kopfschlitz wird bei der Arbeit oder in kalter Jahreszeit als Unterjacke getragen. Zum vollständigen Anzug gehört weiter die langärmelige, vorn zu schließende Oberjacke. Die Beine werden durch Wadengamaschen geschützt. Den Kopf haben die jungen Mädchen unbedeckt, die ringsum gleichmäßig kurz geschnittenen Haare sind ins Gesicht gekämmt (vgl. Abb. 54). Die verheirateten Frauen tragen einen hoch aufgestellten dunkelblauen Turban. (Abb. 55.)



Abbildung 55
Kachin-Frauen, Gegend von Lashio, Nördl. Shan-Staaten.

Beim Schmuck fällt vor allem der Ohrzierrat auf; durch die Ohrlappen sind lange Silberzylinder gesteckt, aus deren vorderer Öffnung Fransen aus rotem Wollstoff oder bunten Litzen heraushängen (auch verschiedene Pale-Stämme tragen diese Form); zu-

weilen ist statt der Fransen ein quastenförmiges Silbergehänge eingesetzt. Die Frauen des Nordens, die näher an den von den Kachin ausgebeuteten Bernsteinminen wohnen, stecken kerzenförmige Stangen aus klarem rötlichen Bernstein durch. Durch den oberen Teil der Ohrmuschel sind Flanellappen gezogen, auf denen länglich rechteckige Silberplatten mit farbiger Emailauflage befestigt sind. Den Hals umgeben Silbertorques und Ketten aus Glasperlen [1]); die Jacken sind mit silbernen Plättchen, Scheibchen oder Halbkugeln besetzt.

Ganz erstaunlich ist der riesige Kunstfleiß, der von den übergenug mit schwerer Haus- und Feldarbeit bedachten Kachin-Weibern auf die Ausstattung ihrer Gewänder, Umhängtaschen, Gürtel u. s. w. verwendet wird. Das gilt hauptsächlich von den östlichen Gruppen. Der Stolz dieser Kachin-Frauen ist ihr Rock. Selten nur sieht man noch die einfachen weißen, an den Seitenrändern mit kupferroter und schwarzer Webmusterung durchzogenen Röcke, die früher auch die Männer trugen. Rot und schwarz gestreifte Gewebe tauchen vereinzelt auf; die weitaus gebräuchlichste Farbe ist ein dunkles, zuweilen fast schwärzliches Indigoblau, in Abständen von etwa 6 cm mit feinen hellblauen Linien durchzogen. Die Alltagsröcke haben nur an den Seitenrändern rot gemusterte Webstreifen; bei den bessern Röcken aber ist der ganze untere Teil, oft bis zu zwei Dritteln der Gesamthöhe, mit einer Fülle von eingewirkten Mustern in den lebhaftesten Farben bedeckt. Ebenso reich durchwirkt sind die Gürtelbänder des Rockes; die ärmellose Unterjacke aus grobem blauen Baumwolltuch durchzieht ein schmaler weißer Musterstreifen der vorderen und hinteren Mitte entlang. Die Oberjacken aus gleichem Stoff werden an Oberärmel und Schultern mit buntfarbigen Mustern in genauer Nachahmung der Wirktechnik bestickt; sind sie aber aus europäischen Satin oder Samt, so werden sie nur mit rotem Flanell, Litzen und getriebenen Silberplättchen benäht. Auch die Wadenhüllen sind mit den gestickten Wirkmustern bedeckt; häufig sieht man, daß Frauen und Mädchen sich diese Stickereien zum Basar mitnehmen und daran in der kargen Zeit, die ihnen nach dem Absatz ihrer zum Markt geschleppten Last bis zur Heimkehr bleibt, emsig sticheln.

[1]) O. Hanson, The Kachins (Rangoon 1913), p. 48 erwähnt Perlen aus versteinertem Holz als besonders geschätzt.

Mit den Frauenröcken wetteifern in Farbenpracht und Reichhaltigkeit der Wirkmuster die Umhängtaschen (Abb. 56), die von beiden Geschlechtern über die linke Schulter gehängt werden (vgl. die Mädchen auf Abb. 54). Die jungen Burschen haben daran oft ganze Bündel besonders reich und fein gewebter Schärpen angeschlungen (Abb. 57); das sind — etwa wie unsere Guitarren-



Abbildung 56

Kachin-Tasche aus dem Distrikt Bhamo. 1/7 nat. Größe.

bänder — Liebeszeichen von zarter Hand, die mit Stolz getragen werden.

Zu all dieser feinen Musterweberei genügt das dürftigste Webgerät: ein Bündel Bambusstäbe, auf das die Kette aufgerollt ist, etliche Schlingstäbe zum Heben der Kettfäden für das Grundgewebe, ein einfaches, gabelförmiges Schiffchen und ein grobes Holzmesser zum Festschlagen der Schußfäden. Der ganze Apparat wird an einem Ende an einem Pfosten befestigt, am andern wird ein Gürtel aus Kuh- oder Büffelhaut an die Bambusstäbe gehängt, auf denen das fertige Gewebe aufgerollt wird; diesen Gürtel legt sich die Weberin rückwärts um die Hüften, und so hält sie, flach

auf der Erde sitzend und die Füße gegen ein im Boden befestigtes Holzstück gestemmt, den Webstuhl in Spannung. Für die bunten Wirkmuster aber wird jeder Kettfaden mit der linken Hand gehoben und mit den Fingern der rechten der ganz kurze farbige Faden durchgezogen. Alle Web- und Wirkmuster der östlichen Kachin sind streng geometrisch; einfache und mäandrische Haken, Rauten und Zickzacklinien sind die Hauptmotive, und besonders häufig begegnet der Svastika (das Hakenkreuz). Der ganze Ornamentenschatz verrät die Beziehung zu den Shan an der Ostgrenze und in Yünnan; man vergleiche auf der unserem Aufsatze „Webmuster der birmanischen Kachin, ihre Namen und ihre Stilgrundlagen" (Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte, Ernst Kuhn gewidmet, Breslau 1916) entnommenen Tafel 58 Fig. 1—28 mit den Shan-Mustern Fig. 33—35. Den mannigfachen Abwandlungsformen legt der Volksmund allerhand, manchmal recht drastische, Namen bei.[1]) Bei der nordwestlichen Kachin-Gruppe haben die ziemlich kurzen Frauenröcke breite rote und schwarze Streifen



Abbildung 57

Kachin-Tasche mit Silberzierrat und angeschlungenen Schärpen aus der Gegend von Lashio, Nördl. Shan-Staaten. $^1/_7$ nat. Größe.

[1]) Die „Bankfield Museum Notes" bringen 1917 eine von Laura E. Start an der Hand einer von E. S. Scott aufgebrachten Sammlung verfaßte Abhandlung „Burmese Textiles from the Shan and Kachin Districts." Gewandstücke von Taungyo, Yanglam (schwarzen Karen), Lahu, Muhsö werden hier hinsichtlich ihrer Technik sorgfältig beschrieben. Von den geometrischen Rockmustern der Shan an der chinesischen Grenze und der Kachin ist besonders eingehend die Farbenstellung behandelt. Auch Hkamti-Taschen sind abgebildet und den Kachin zugeschrieben. In der ethnographischen Gliederung ist manches irrig. So werden p. 15 die Taungyo als „nördlicher Shan-Stamm, der sich kaum über den südlichen Teil des Myelat (Westen der südlichen Shan-Staaten) ausdehnt" aufgeführt, p. 18 sind die Yanglam

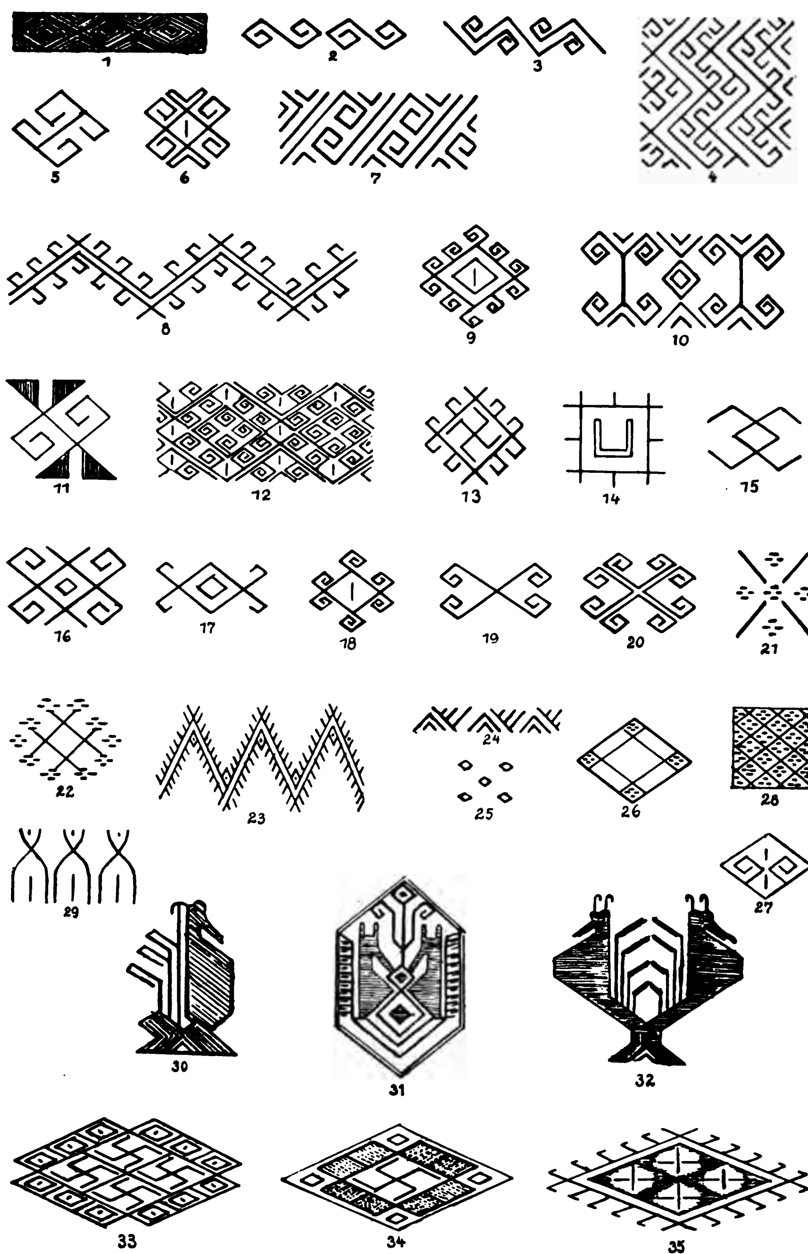


Abbildung 58

Webmuster der Kachin (1—29), der Hkamti-Snan (30—32) und der östlichen und Yännan-Shan (33—35).

und sind nur an den Rändern mit Wirkarbeit versehen; über der ärmellosen Jacke wird noch eine zweite getragen, die vorn offen ist und bis über die Hüften reicht; den Kopf deckt ein weißes oder farbiges Turbantuch[1]). Ihnen nahestehende Kachin, die wir am oberen Chindwin und jenseits der Westgrenze am Dihing in Assam trafen, waren durch das Zusammenwohnen mit Shan schon wesentlich zivilisierter; sie hatten Röcke, die bis zu den Füßen reichten, und nach Art der birmanischen Shan ein Tuch um die Brust gewunden; darüber trugen die Frauen am Chindwin (Abb. 59) nach Shan-Sitte eine lange offene Jacke; in Assam war diese ganz kurz, wie bei den auch dort wohnenden Phakial-Shan, einem versprengten Zweige der Hkamti-Shan. Die Umhängetaschen, die im Hkamti-Gebiet von den Kachin gebraucht werden, sind, wie wir schon gesehen haben (Abb. 23), in Form und Muster sicher Shan-Gut. Am klarsten tritt dies in den stilisierten, gegeneinandergewendeten Vogelgestalten hervor, die als Füllung der Sechsecke im Mittelfeld der Tasche verwendet sind (vergl. die Abb. 58, Fig. 30—32). In ihnen erkennen wir das in der religiösen Kunst der Birmanen und Shan so vielfach abgewandelte Hintha-Motiv, das uns schon von dem Gewichtssatz her bekannt ist (oben p. 57). Neben

(schwarzen Karen) als ein Stamm der Karenni (roten Karen) genannt. Mehrere sachliche Erklärungen bedürfen der Berichtigung: Fig. 16 p. 20 ist keinesfalls ein „ländliches Shan-Frauengewand des Bhamo-Distriktes", sondern gehört wahrscheinlich einem Yünnan- oder Laos-Stamm. — Der Stickerei-Streifen Figur 17, p. 21 stammt von einem als „Tamein einer Shan-Frau der birmanisch-chinesischen Grenze bezeichneten Rock; der Verfasserin selbst erscheint der Rock wegen seiner Webebreiten und vor allem wegen des Stiles seiner Stickereimuster, aus dem sie sehr richtig indische Grundlagen herausfühlt, als „ungewöhnlicher Typ" für eine Shan-Frau. Er ist ein Frauenrock der birmanischen Manipuri (s. p. 80 Anm.). — Fig. 25 „Shan-Kopftuch" (südliche Shan-Staaten) ist wohl ein Taungyo-Frauenturban. Dagegen hat der Turban p. 6, Fig. 6 sicher nichts mit den Taungyo zu tun, er mag einem Karen- oder Pale-Stamm zugehören. Die Bezeichnung „Taung Hin" zu Fig. 8 beruht wohl auf falscher Lesung der Originalnotiz; das betreffende Gewandstück ist den Taungyo zugeschrieben, es könnte aber auch den Taungthu gehören, die durchweg schwarz tragen. Daß Fig. 26 p. 32 einen Teil eines „Kopftuches einer Shan-Frau der besseren Stände" sein soll, erscheint schon wegen des Ausmaßes (27×266 cm) unglaubhaft. Dieses würde viel eher für ein Gürtelband sprechen; nach Farben und Muster denkt man an Kachin-Herkunft.

[1]) Diese Einzelheiten nach Gaz. of Upper Burma I, 1, p. 397.

diesen durch Feinheit der Arbeit, harmonische Farbentönung und strenge Geschlossenheit der Mustereinteilung hervortretenden Hkamti-Taschen, die auch noch durch die kantig geflochtene Tragschnur auffallen, haben wir in der dem Hkamti-Gebiet nahen Chindwin-Gegend mehrere Taschen von Kachin erworben, bei denen das Schema des Musters nur auf der Vorderseite festgehalten ist oder



Abbildung 59
Kachin, Maukkalauk am oberen Chindwin.

auch willkürlich und verständnislos aufgelöst erscheint, während auf der Rückseite die Einzelfiguren — Doppelvogel, Menschen- und Tiergestalten, Pagoden etc. — in Reihen stehen. Andere vereinen figürliche Darstellungen mit Rauten-, Kreuz- und Hakenmustern, wie Abbildung 60; sie entsprechen auch in der Form dem gebräuchlichen Schema der Taschen mit den eingesetzten, zu Tragbändern verlängerten Seitenteilen.

Obwohl also der Musterschatz, mit dem die Kachin-Frauen arbeiten, zu großem Teil erborgt ist, muß doch die Gewandtheit in der Auffassung bewundert werden, mit der sie die Formen weiter aus-

gestalten und verwenden, zumal die Last schwerer Arbeit und sklavischer Gehorsam sonst jede geistige Regsamkeit bei diesen Frauen unterbinden. Für das Spinnen und Weben bleiben ihnen nur die Wintermonate von ungefähr Mitte Dezember bis Ende März, wenn die Feldarbeit ruht. Mit dem Einsetzen des Frühjahrs beginnt das Niederbrennen des Bergdickichts für Feldrodung, das Aufhacken des Bodens und die Arbeit der Saat, und ist diese aufgegangen, so erfordert sie während der Regenmonate ständige Aufsicht und Mühe, sodaß besondere Hütten an den Berghängen über den Feldern errichtet und von dem arbeitenden Teil der Familie bewohnt werden. Im Haus gibt es das ganze Jahr reichlich für die Frauen zu tun: das Reisstampfen ist ein mühsames Geschäft, das sie mit quiekenden, summenden Tönen taktmäßig begleiten. Die Kachin-Frauen haben sich für diese Arbeit noch keine Erleichterung geschafft, wie die Birmanen, die dazu auch einen langen, mit dem Fuß bewegbaren Holzhammer benutzen, oder wie die Shan und Palaung, die die Wasserkraft ihrer Bergbäche heranziehen, um einen solchen Stößel automatisch in Bewegung zu setzen. Kröpfe, die bei den Shan schon keine Seltenheit sind, fanden wir bei den Kachin-Frauen noch weit häufiger; ob das Tragen von Lasten mit Stirnbändern die Ursache ist, wie Mrs. Milne, a. a. O. p. 180 meint, ist fraglich; uns erschien es fast wahrscheinlicher, daß das Hochheben und Niederstoßen des schweren langen Holzstößels beim Reisstampfen dazu beiträgt. Wassertragen und Sammeln und Zerkleinern von Holz ist ebenfalls Sache der Frau. Dazu hat sie noch zu kochen, zu nähen — gewaschen wird selten — und die Kinder zu versorgen. So manches Mal sahen wir ein



Abbildung 60
Kachin-Tasche vom Shan-Dorf Heinsum am Ostufer des oberen Chindwin. 1/6 nat. Grösse.

Kachin-Weib mit einem Lastkorb auf dem Rücken, einem vorn umgehängten Säugling und dazu noch ihre Handspindel drehend ihren mühsamen Bergweg verfolgen. Der Mann hingegen überarbeitet sich nicht. Die Ehe wird durch Brautkauf geschlossen, und der Preis ist ziemlich hoch; damit hat er sich die Arbeitskraft seines Weibes erworben und nutzt sie weidlich aus. Auch die Mädchen, deren Geburt mit geringer Freude begrüßt wird, und die man in der Kinderzahl meist gar nicht mitnennt, werden schon zeitig im Kindesalter zur Arbeit herangezogen; sie entbehren alle Jugendfreuden und vertauschen oft schon mit fünfzehn, sechzehn Jahren das harte Leben im Elternhause mit dem Sklavenleben beim Gatten, als Dienerin seiner Familie, namentlich der Schwiegermutter. Erst in vorgeschrittenem Alter und als Mutter von etlichen Söhnen gelangt die Kachin-Frau zu Ansehen und bei genügender Energie auch zu selbständiger Herrschaft im Hause. Die Kindersterblichkeit ist groß; wir wunderten uns oft, die langen, geräumigen Häuser in den Dörfern so spärlich bevölkert zu finden. Außerdem begegnet man überall mißgestalteten, taubstummen, blinden und blöden Kindern; der Grund ist sicher in der entbehrungsreichen Lebensweise der Frauen, wahrscheinlich aber auch in dem ungebundenen Geschlechtsleben vor der Heirat zu suchen. In jedem Haus ist ein Mädchengemach, wo sich allabendlich die jungen Leute zur Unterhaltung mit Musik und Gesang zusammenfinden. Manche Dörfer haben dafür eine eigene Hütte. Um Mitternacht ungefähr löst sich die Gesellschaft auf und sucht sich nach Belieben irgendwo Schlafplätze. Dem Verkehr der Geschlechter ist keinerlei Beschränkung auferlegt, auch die Eltern erblicken darin nichts Unziemliches, sondern nur einen selbstverständlichen Brauch, gegen den man, wenn er auch zuweilen lästig ist, nicht einschreiten kann. Trotz alledem vermindert ein unehelicher Sproß die Heiratschancen, und deshalb muß der Kindsvater den Eltern einen angemessenen Schadenersatz entrichten. Mit der Ehe aber ändert sich die Moral; Ehebruch ist ungewöhnlich und gilt als schwer zu ahndende Verfehlung.[1]) Ganz ähnliche Auffas-

[1]) Vgl. Hanson a. a. O. p. 88 f.; von der Archiv f. Anthropologie, N. F. 14, p. 220 angegebenen Literatur kommt dieses auf langjährige Beobachtungen gestützte Buch in erster Linie in Betracht.

sungen vom Sittenkodex vor und nach der Heirat sind auch den Chin und Naga geläufig.

VII.

In den Bergländern an Birmas Westgrenze bilden die Chin die vorherrschende Bevölkerung. Mit diesem birmanischen Wort werden verschiedene Stämme bezeichnet, die in den gebirgigen Strecken zwischen Birma und den vorderindischen Provinzen Assam und Bengalen angesiedelt sind. Die Gesamtgruppe dehnt sich über die birmanischen Grenzen hinaus, indem sie die Meithei (das sind die Bewohner von Manipur), Naga und Lushai einschließt; wissenschaftlich hat sich für sie die Benennung Kuki-Chin eingebürgert, die eigentlich aus zwei synonym gebrauchten Wortteilen besteht und besser durch 'Meithei-Chin' ersetzt worden wäre.[1]) Die Geschichte dieser Tibeto-Birmanen setzt nur für die Meithei in einer mehr als ein Jahrtausend zurückliegenden Vergangenheit ein; die übrigen haben wahrscheinlich erst in den letzten Jahrhunderten ihr Nomadenleben aufgegeben und sich in den Lushai- und Chin Hills ansäßig gemacht. In letzteren haben die birmanischen Chin (306 486) ihre Wohnsitze. Unter den einzelnen Stämmen herrscht große Verschiedenheit im Äußern und eine noch größere in der Sprache. Die nördlichen Chin bewohnen die mit dem Chindwin mehr oder weniger parallel laufenden Berge bis zu seiner Mündung in den Irrawaddy; die zentralen Chin sitzen in den nördlichen Arakan Hills-Bezirken und den Pakokku Chin Hills, während die südlichen, mehr zersplitterten und weniger bedeutenden Stämme sich gegen das Irrawaddy-Delta und das südliche Arakan erstrecken. Gegenwärtig ist der Wandertrieb der birmanischen Chin nordwärts gerichtet, der Zug in die Manipur- und Kachar-Berge ist unverkennbar; die verlassenen Dörfer werden von nachrückenden südlicheren Stämmen eingenommen, und so setzt sich der Schub ganz allmählich fort.[2])

---

[1]) Eine übersichtliche Darlegung der Grundprobleme bei Sten Konow, Zur Kenntnis der Kuki-Chinsprachen: Z. d. D. Morgenl. Gesellsch. 56 (1902), p. 486—517; englisch übernommen in G. A. Grierson, Linguistic Survey of India III, 3 (Calcutta 1904); hiernach auch Census of India, 1911, Vol. IX, Part I, p. 195 f.

[2]) Zu den folgenden Ausführungen vgl. namentlich B. S. Carey and H. N. Tuck, The Chin Hills (Rangoon 1896).

In der physischen Erscheinung heben sich besonders die Männer mit ihren großen kräftigen Gestalten vorteilhaft von den Nachbarstämmen ab; ihr langes Haar schlingen sie in einen Knoten, den manche Stämme oberhalb der Stirn aufdrehen und mit dem Turban umwinden; andere tragen ihn im Nacken. Die Kleidung beschränkt sich im allgemeinen auf Lendentuch und Umschlagdecke. Die Weiblichkeit zeigt keinen Überfluß körperlicher Reize. Die Tracht ist verschieden; die Sitte, bis an die Hüften nackt zu gehen, die früher noch bei den Siyin-Frauen üblich war, ist mit der britischen Okkupation verschwunden. Vom Rock kann man sagen, daß er immer kürzer wird, je weiter man gegen Norden kommt; es ist ein glattes, blaues oder schwarzes, beim Haka-Stamm farbig durchwirktes Stoffstück, das über einem Unterrock anderthalbmal oder zweimal um die Hüften gelegt und durch messingne oder eiserne Gürtelketten festgehalten wird. Darüber tragen die Haka-Frauen und die der südlichen Stämme die ärmellose Schlitzjacke; bei andern trifft man die gewöhnliche Ärmeljacke. Großkarierte Stoffmuster werden im Süden für Männer- und Frauenröcke bevorzugt. Der Kopf bleibt unbedeckt, das in der Mitte gescheitelte Haar wird auf dem Hinterkopf in einen Knoten gedreht oder in Zöpfen geflochten herumgelegt. Armreife aus Metall, namentlich aus Messing, werden viel getragen, Beinschmuck gibt es nicht, nur die bei hinterindischen Bergvölkern so bekannten lackierten Faserschnurringe unterhalb des Knies oder um die Knöchel. Eine Menge von Ketten deckt den Hals; sie bestehen hauptsächlich aus Steinperlen — Karneol ist sehr beliebt und hochbezahlt —, dann auch aus heimischen Messing- und englischen Glasperlen, Kupfer- und Silbermünzen. Der Gesamthalsschmuck erreicht oft ein Gewicht von 5 Pfund, zumal da bei den südlichen Stämmen als Mittelstück eine große polierte Muschelhälfte[1]) beliebt ist, die allein fast ein halbes Pfund wiegt. Die Frauen auf Abb. 61 tragen solchen Schmuck. Sie gehören zu einer Gruppe von Khongzai Chin (Thado), die uns im Gehöft des Sawbwa von Hsawng Hsup (Thaungthut) am obern

[1])Turbinella pyrum, in Vorderindien besonders heilig und auch unter die buddhistischen Glückssymbole eingereiht. Vgl. J. Hornell, The chank bangle industry: its antiquity and present condition: Memoirs of the Asiatic Soc. of Bengal III,7 (Calcutta 1913), p. 407–48; am Schlusse wird auch der Gebrauch von Muschelscheiben als Halsschmuck kurz erwähnt.

Chindwin vorgeführt wurde.[1]) Die Leute waren vor 30 Jahren durch einen stärkeren Stamm vom Norden der Chin Hills nach Manipur gedrängt worden und wanderten von da nach den Uferbergen des oberen Chindwin aus. Ihre Anwesenheit verriet sich bald durch das Niederbrennen der Wälder für den berüchtigten Wanderackerbau; man erblickte vom Chindwin-Ufer hinter Homalin deutlich im Grün der Berge die kahlen Plätze bei ihren Dorfsiedelungen. Die Einwirkung der Waldverwüstung auf den Wasserstand des Chindwin



Abbildung 61
Khongzai-Chin von den westl. Grenzbergen des oberen Chindwin.

konnten wir selbst mitverfolgen — schon bald nach Beginn der trockenen Jahreszeit haben die Schiffe mit dem seichten Fahrwasser zu kämpfen; unser kleiner, flach gebauter Regierungsdampfer blieb

[1]) Vgl. R. Grant Brown, Burma Gazetteer. Upper Chindwin District. Vol. A (Rangoon 1913), p. 22 f., wo dieselbe Gruppe wie unsere Abb. 61 nach einer Aufnahme auf unserer gemeinsamen Tour photographiert ist. Zum Namen s. auch Konow a. a. O. p. 487 oben.

auf der Anfangs Februar begonnenen Fahrt wiederholt auf den Sandbänken stecken; des öfteren sahen wir eines der schönen birmanischen Chindwin-Boote trübselig inmitten des Flusses auf Sand liegen — man musste bis zum Eintritt der Regenzeit warten, um es flott zu kriegen.

Das Rauchen ist bei den Chin durchweg gebräuchlich, merkwürdigerweise aber weit intensiver bei den Frauen als bei den



Abbildung 62

Chin-Frauen mit Wasserpfeifen. Nach B. S. Carey and H. N. Tuck, The Chin Hills I (Rangoon 1896), p. 183.

Männern. Erstere rauchen unaufhörlich ihre Wasserpfeife (Abb. 62), jedoch nicht ausschließlich des Genusses wegen, sondern um die Männer mit dem beliebten Nikotin-Wasser zu versorgen. Der urnenförmige Tonkopf sitzt auf einem Wasserbehälter aus Bambus, in den das kurze Pfeifenrohr mündet. Ist das Wasser durch den hindurchziehenden Tabakrauch genügend mit Nikotin gesättigt, so wird es in eine Kürbisflasche entleert, die die Frauen ständig bei sich tragen, und aus ihr füllen die Männer ihre oft hübsch verzierten

Nikotin-Kürbisse. Das Wasser trinken sie nicht, sondern behalten es nur eine Zeitlang im Mund, um es dann wieder auszuspucken — es dient also dem gleichen Zwecke, wie anderwärts das Tabakkauen, bei dem das Nikotin in fester Form in den Mund gelangt und ausgequetscht wird.

Bei den südlichen, die Pakokku Chin-Hills bewohnenden Stämmen der Chinbok, Chinbon und Yindu[1]) herrscht der Brauch, die Gesichter der Frauen mit Tatauierungen zu überziehen; die Prozedur beginnt schon im Kindesalter und zieht sich oft eine Reihe von Jahren dahin; die Muster wechseln je nach der Stammessitte. Die Yindu-Frauen haben horizontale Linien quer übers Gesicht gezogen; bei den Chinbok-Frauen sind Punkte, Linien und Tupfen zu einem bestimmten Muster zusammengesetzt; auch die Brüste sind mit einem Tupfenkreis umgeben; die Chinbon-Frauen sind am abschreckendsten durch einen tiefschwarzen Überzug entstellt. Man weiss nichts über den Ursprung dieser Sitte, die bei den andern Chin fehlt; man glaubt, da sie nur den den Birmanen zunächst wohnenden Stämmen eigen ist, daß sie dem Frauenraub durch Birmanen vorbeugen oder ein Mittel zur leichten Auffindung entführter Frauen sein sollte.

Die zivilisierteren südlichen Chin haben bereits zur birmanischen Gewandung gegriffen; bei den unzivilisierten aber ist die Kleidung recht spärlich. Die Chinbok-Frauen tragen unter ihrer ärmellosen Schlitzjacke ein Röckchen, das kaum 20 cm breit unter ihr vorguckt und eigentlich nur ein Lendentuch genannt werden kann.

Die Chin sind starke Alkoholiker und zwar schon in früher Jugend, erreichen aber trotzdem ein hohes Alter. Aus Hirse, Mais oder (seltener) Reis, je nach den vorhandenen Agrarprodukten, wird Schnaps gebraut, dem namentlich bei Hochzeitsfeiern eifrig zugesprochen wird.

Heiraten werden gewöhnlich durch die Eltern des jungen Mannes bestimmt. Ausschlaggebend ist die Arbeitstüchtigkeit des Mädchens; dadurch wird sie zur guten Partie gestempelt, Aussehen und Vorleben sind nebensächlich, und auch von Mitgift ist keine Rede. Die

[1]) Über eine dem Münchener Museum für Völkerkunde von Mr. N. Nepean geschenkte Sammlung aus diesem Gebiete ist ein illustrierter Bericht unter Benutzung der einschlägigen Literatur im Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1913, p. 315—8 veröffentlicht.

Eltern erzielen im Gegenteil für kräftige Töchter einen hohen Preis von dem Bräutigam. Bei einigen Stämmen des Nordens herrscht die gleiche geschlechtliche Ungebundenheit vor der Ehe wie bei den Kachin. Uneheliche Kinder aber scheut man; die Mädchen gebrauchen Abortivmittel.

VIII.

Die mit den Chin am häufigsten zusammen genannten Naga führen uns bereits nach Manipur und in das eigentliche Assam; einzelne Trupps von ihnen dringen jedoch über die Gebirgskette ins Tal des Chindwin vor. Hier siedeln sie sich an oder mischen sich als Kuli Arbeit suchend mit der Bevölkerung der Uferorte; da und dort gründen sie aber auch im Bereiche der birmanischen Verwaltung eigene Dorfgemeinschaften.[1]) Die stete Hilfsbereitschaft des damaligen Deputy-Commissioner des Upper Chindwin-Distrikts, Mr. Grant Brown, eines ausgezeichneten Kenners von Land und Leuten, bot uns die sehr erwünschte Möglichkeit, in diese dem gewöhnlichen Verkehr weit entrückten Dörfer einen Einblick zu tun. Später stießen wir in Dimapur (Assam) nochmals auf eine Gruppe von Naga (hauptsächlich Tangkhul); sie kamen frisch aus ihren Dörfern im Naga Hills-Distrikt und waren als Träger für das britische Militär zu einem Straffeldzug gegen die Abor angeworben worden; durch ihre Ausdauer im schwierigsten Dschungelgelände und durch ihr munteres, drolliges Wesen haben sie sich viele Freunde gewonnen. Freilich geben andererseits die in alter Wildheit lebenden Naga-Stämme, die zwar innerhalb der politischen Grenzen Birmas, aber außerhalb der derzeitigen Verwaltungszone hausen, mitunter Anlaß zu Beschwerden.

Von Natur sind die Naga — Etymologie und Bedeutung des Namens harren noch immer zweifelsfreier Klärung[2]) — ein kampflustiges Volk. Ihr kriegerischer Schmuck und die reichliche Verwendung von rot- und weißgefärbten Ziegen- und schwarzen Menschenhaaren, Muscheln, Büffelhorn und Messingscheiben ist zu einem phantastischen, farbenfreudigen Aufputz zusammen-

[1]) Diese birmanischen Naga sind im Census 1911 nicht zahlenmäßig berücksichtigt; Vol. IX, Burma, Part I (Rangoon 1912), p. 270 nennt sie nur als „Chins unspecified“.

[2]) Vgl. J. H. Hutton, The Angami Nagas (London 1921), p. 5.

gestimmt. Die Männer tragen zumeist das Haar rings um Stirn und Nacken kranzförmig zugeschnitten; bei einigen Manipur-Stämmen sieht man auch den über der Stirn aufgedrehten Haarknoten, durch den, wie bei vielen Chin, pfeilartige Eisennadeln gesteckt sind. In solcher Haartracht erscheinen z. B. die Maring-Naga, von denen sich eine Anzahl im Staate Thaungthut niedergelassen hat, und merkwürdigerweise bringen sie eben jenen Haarpfeil mit einer Sage über den Verlust ihrer Schriftkenntnis in Verbindung. Es war einmal — so etwa lautete die uns mitgeteilte Überlieferung[1]) — ein Gott; der starb, und das Volk suchte nach einer von ihm hinterlassenen Schrift, die, wie es hieß, auf einer Tierhaut niedergeschrieben sei. Sie war aber nicht zu finden, denn das Tier war inzwischen von Hunden gefressen worden. Nur das Schreibgerät war übrig geblieben: der spitze Eisenpfeil, wie er jetzt zum Haarschmuck dient. Aber schreiben kann heutzutage kein Maring.

Wir haben oben (p. 99) gehört, wie auch die Kachin sich rühmen, ein göttliches Wesen habe ihnen einstmals die Schrift verliehen; die Begebenheiten, die ihren Verlust verschuldet haben, werden ganz ähnlich geschildert. Nur haben die Kachin Reste des zur Schrift verwendeten Pergaments ihrem Magen zuzuführen gewußt und damit gewissermaßen ein heiliges Wissen „verinnerlicht". In der Version, wie sie H. F. Hertz, A practical handbook of the Kachin or Chingpaw language (Rangoon 1902) p. 151 (vgl. p. 52; 156) mitteilt, fehlt sogar der Umweg über die Ratten; sie besagt nur, die Kachin hätten das von den Nat erhaltene Pergament mit der Schrift, weil ihnen die Nahrung auf dem Heimweg ausging, gekocht und verzehrt. Unsere Maring-Sage hat auch T. C. Hodson, The Nāga tribes of Manipur (London 1911), p. 29f. aufgezeichnet; hier sind es sieben Familien, die Rohrfedern und Lederhäute zum Schreiben von der Gottheit erhalten haben. Hunde fressen das Leder, die Federn verderben oder gehen verloren, und als Andenken an sie wird der Haarpfeil getragen. Hodson fügt hinzu, daß diese Sage weit verbreitet sei.[2]) Er geht nicht näher auf den Verbreitungsweg ein, und

[1]) L. Scherman, Völkerkundl. Notizen aus Oberbirma. I. Die Maring: Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. der Wissensch., Phil.-hist. Kl. 1911, 9, p. 6f.

[2]) Ähnlich Hutton a. a. O. p. 291, wo auch die Vertrautheit der Abor mit unserer Erzählung unter Berufung auf Sir G. Duff Sutherland Dunbar kurz erwähnt wird. Hanson, der die Kachin-Sage ausführlich wiedergibt (a. a. O.,

darum verlohnt es, hier darauf hinzuweisen, daß dieser südwärts bis nach Borneo führt. Wie lesen bei A. R. Hein, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo (Wien 1890), p. 25 f.: „Von der Sinthflut glauben sie, daß ein Drache sie veranlaßt habe, der die Reisfelder der ganzen Gegend verwüstet und den man dafür getötet hatte. Als man nämlich das Fleisch des seltsamen Ungeheuers in Bamburöhren kochte, ertönten Geisterstimmen daraus hervor, welche die Wolken des Himmels zusammenriefen und den unendlichen, Alles vertilgenden Regen auf die Erde herabbeschworen. In der Panik, welche durch das plötzliche Hervorbrechen und durch das schnelle Anwachsen der Gewässer entstand, nahmen die Fliehenden als ihren kostbarsten Schatz auch die Bücher mit sich, die sie besaßen. Die Einen, die Malayen, banden sich dieselben an Haupt und Schultern fest, während die Anderen, die Dayaks, sich die Lenden damit umgürteten. Während des Watens und Schwimmens wurden nun die Bücher der letzteren naß und verdarben, und damit ist den Dayaks die Kenntnis der Schrift für immer verloren gegangen. "Those who saved their books from the waters were the ancestors of the Malays and other nations who possess a knowledge of letters". (Reverend E. Dunn, The Dyaks of Sarawak, Borneo, Journal of the Manchester geographical society, vol. III, 1887, p. 223/224.)"

Hiezu stelle man H. Ling Roth, The Natives of Sarawak and British North Borneo II (New York 1896), p. CLXI f.[1]): „Ethnographical Notes by Dr. Schwaner, translated from his work on "Borneo": The natives do not possess an alphabet, but they are acquainted with the existence of letters among other nations. According to their traditions, the Creator, having given a language to mankind, had assembled the oldest men of the different nations, in order to communicate the use of letters to them. All of them did receive such writing-signs, but the representatives of Borneo swallowed them, so that they are united with the body and changed into memory. The descendants have therefore their history, their laws, their agreements, etc., printed in their hearts as immutably and surely

p. 116 f.), beruft sich auf eine ähnliche Überlieferung der Karen; hierzu vgl. A. R. Mc Mahon, The Karens (London 1876), p. 72 f.; 77 f.

[1]) Dieser Passus führt die Bemerkungen auf p. 292 weiter aus, wo im Zitat aus Kern, Intern. Archiv f. Ethnogr. IX statt XI zu lesen ist.

as other peoples have put them in writing in their books, but at the same time more lively, active, and accessible, for every one is now well acquainted with the history of his tribe, knows the legends of his gods and heroes, their influence on man, their instructions, etc., without the necessity of possessing or studying books, and without fear of forgetting his readings. Indeed, the memory of the natives is admirable, and their traditions bear the aspect of great general agreement."[1])

Was hier von der Wohlbekömmlichkeit der verschluckten Schriftzeichen und der heilsamen Folge dieses Prozesses verlautet, ist nichts anderes als die logische Ausführung des am Schlusse der Kachin-Erzählung ausgesprochenen Gedankens, daß der mit den heiligen Pergamentfetzen destillierte Reisschnaps übermenschliches Wissen verleihe!

Soweit wäre der Wanderweg der Sage vom Schriftverlust noch nichts besonders Auffallendes. Zu denken gibt jedoch eine Notiz in Alberunis India (Ausgabe v. E. C. Sachau, London 1910, I, p. 171 f.): 'As to the writing or alphabet of the Hindus, we have already mentioned that it once had been lost and forgotten; that nobody cared for it, and that in consequence people became illiterate, sunken into gross ignorance, and entirely estranged from science. But then Vyâsa, the son of Parâśara, rediscovered their alphabet of fifty letters by an inspiration of God.'

Also dieselbe Überlieferung vom indischen Alphabet, berichtet von einem Reisenden des 11. Jahrhunderts! Wo er sich sonst über die Sache äußert, ist trotz der Worte 'already mentioned' nicht ersichtlich. Haben wir die gemeinsame Quelle in Manipur — Assam schlägt ja die Brücke zwischen Vorder- und Hinterindien — zu suchen, und halten wir bei einem Punkte jener weitverästelten, in manchen Intervallen sich annoch im Dunkel verlierenden Verbindungslinie zwischen Indien und der malaiischen Inselwelt?

Schließlich eine allgemeine Frage: Können wir diese Erzählung — oder wenigstens ihren Prototyp — psychologisch werten, vermögen wir einen kulturhistorisch nutzbaren Untergrund bloszu-

---

[1]) C. A. L. M. Schwaner, 1817 in Mannheim geboren, 1851 in Batavia gestorben, reiste 1843—47 auf Borneo. Das Werk ist holländisch in Amsterdam 1853/4 erschienen.

legen? Auf den ersten Blick dünkt uns die Lösung einfach: wir meinen die Einkleidung des Verlustes eines der wichtigsten Bildungsmittel, wie es die Schrift ist, die nur Götter oder Übermenschen erfunden haben können, in die Form volkstümlich-legendärer Schilderung zu erkennen. Ist jedoch ein solcher kultureller Degenerationsprozeß, der ja zweifelsfrei da und dort aufzeigbar ist,[1]) für unsern Fall sonderlich naheliegend, und klingt es nicht wahrscheinlicher, daß Verkehrsbeziehungen zu einem Volke mit buchmäßig gesicherter „literarischer" Überlieferung in jenen Stämmen, die auf ein derartiges Erbteil nicht pochen konnten, den Wunsch nach einer Erklärung dieser ungleichen Zuteilung[2]) idealer Güter wachriefen? Ja sogar die Absicht des witzigen Einschlags, wie er aus der ergötzlichen Persiflage des priesterlichen Rauschtranks in der Kachin-Schnurre (oben p. 99) hervorlugt,[3]) ist recht wohl denkbar; die alteingeführte Sitte der Märkte (jetzt ist in Oberbirma der Basar-Turnus gewöhnlich fünftägig) ebnete sicherlich der wandernden Anekdote den Weg.

Auch eine dritte Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß nämlich die Sage, in den Hauptzügen gleichlautend, sich von Volk zu Volk fortpflanzte, daß aber die ursprünglichen Motive hier so, dort anders gelagert waren. Das Weben der Volkssage vollzieht sich nach Gesetzen, die wir nie bis zum Grunde durchschauen werden.

* * *

[1]) Vgl. das Material aus Assams Geschichte bei v. Heine-Geldern, a. a. O. 47, p. 34. Ein Schulbeispiel für das Abwärtsgleiten geistiger Bildung liefert Korea, von dem die große Welt kaum mehr ahnt, daß es einst für Japan und China der Lehrmeister und Mitarbeiter in den schönen Künsten gewesen ist.

[2]) Die Version der Angami-Naga bei Hutton a. a. O. p. 291 stellt direkt die Berg-Naga und die Bewohner der Assam-Ebene einander gegenüber; letztere bewahrten die göttlichen Aufzeichnungen auf Stein und Papier, erstere auf Fellen, denen, weil sie eßbar waren, kein langer Bestand beschieden war.

[3]) Wieder zum Ernst geglättet in der von Schwaner oben mitgeteilten Borneo-Fassung. Auch Hanson, a. a. O. p. 116, hält es für ungeklärt, ob die Kachin das Pergament aus Hunger verzehrten oder weil sie dies als beste Art der Bewahrung ansahen: die Priester und Erzähler bewahren seitdem den Inhalt in ihrem Magen, d. i. im Gedächtnis und verkünden hieraus bei großen Festen die authentischen Überlieferungen. — Wer denkt hierbei nicht an die durch Jahrtausende betätigte mündliche Weitergabe des indischen Veda!

Was die Naga an Kleidung besitzen, ist wenig (Abb. 63). Eine schmale Lendenbinde, bei manchen Stämmen ein kurzes Lendentuch, zuweilen auch eine ärmellose Jacke, dazu bei Kälte eine große Umschlagdecke ist die Männertracht. Die Frauen haben ein kurzes Hüftenröckchen und in größerer Nähe des Verkehrs eine Jacke oder ein Tuch; ältere Personen umhüllen den Oberkörper meist mit einem großen Umschlagtuch.



Abbildung 63
Sengkadong, Naga-Dorf Heinsum am Westufer des ob. Chindwin.

Eine noch getreu den ererbten Gewohnheiten entsprechende Naga-Siedelung besuchten wir an der Einmündung des Nantaleik in den Chindwin; es waren von den hohen Grenzbergen zugewanderte Sengkadong-Naga. Pfosten, mit allerhand Gebrauchsgegenständen, Schmuck und Eßwaren als Opfergaben behängt, standen am Eingang des das Dorf umgebenden Bambuszaunes — die üblichen Zeugen des Geisterkults. Die Häuser bildeten, in einer Doppelreihe aufgestellt, eine leicht gekrümmte Straße. Große Bambusmasten waren als Trophäen aufgerichtet zum Gedächtnis einer siegreich verlaufenen Strafexpedition der britischen Behörden, die die Zerstörung eines benachbarten Sengkadong-Naga-Dorfes und die Ermordung mehrerer Bewohner durch einen fremden Naga-Stamm, die Makware nördlich vom Saramati, dem höchsten Gipfel Birmas, gesühnt hatte. Einheimische Sitte hätte die Aufpflanzung der erbeuteten Feindesschädel geheischt; statt ihrer begnügte man sich damit, symbolisch Kürbisse auf eine Stange zu stecken.[1])

[1]) Vgl. hierzu v. Heine-Geldern a. a. O. 47, p. 17–19.

Die Weiber waren mit Reisstampfen beschäftigt, meist kleine Gestalten von ziemlich stumpfem Gesichtsausdruck — ganz im Gegensatz zu den intelligenten und heiter dreinblickenden Physiognomien der Männer. Bei den Mädchen hing das Haar gescheitelt



Abbildung 64
Sengkadong-Naga-Mädchen, Heinsum.

in Strähnen auf die Schulter, ein langes, blau und rot gemustertes Röckchen umgab die Hüften, der Oberkörper war unbekleidet und ließ die Tatauierung an Brust und Oberarm sehen; auch die Waden waren damit geschmückt, gerade und schräg gekreuzte Linien bildeten die Ornamente. (Abb. 64.)

In der Einschätzung der Halsketten aus Karneolperlen und bezüglich der Armreife gilt das vorher von den Chin Gesagte; auch die Rauchsitten schließen sich hier an.[1]) Die Stellung der Frauen, ihre Arbeitspflichten, die Heiratsbräuche und der ungehinderte Verkehr der Geschlechter vor der Heirat unterscheiden sich nicht erheblich von den Kachin-Bräuchen. Auf Reinlichkeit im Hause ist der Ehrgeiz nicht gerichtet; die Reishülsen bleiben im vorderen Raume liegen, und Schweine und Hühner treiben sich vergnügt darin herum. Hingegen hält man sehr auf Exaktheit bei der Weberei, die in den von der Haushalt- und Feldarbeit abgesparten Stunden fleißig betrieben wird. Zwischen die Streifenmuster sind zuweilen feine Rauten- und Kreuzornamente verteilt. Bei den Frauen der Tangkhul-Naga kann man geradezu von einer Textilindustrie sprechen; sechs Dörfer haben sich so darauf eingerichtet, daß sie ihre Mädchen vom Heiraten in andere Gemeinden, die diese Gewerbe nicht ausüben, abhalten, um sich den Vorrang zu sichern.[2])

IX.

Wie im Westen die Naga ins birmanische Gebiet herüberdrängen, so überschreitet im Osten ein anderes tibeto-birmanisches Volk, die Lishaw, die Grenzen. Ihre Hauptsiedelungen liegen am Salween; in den unwirtlichen Hochtälern seines Oberlaufes hausen abgeschlossen die unabhängigen, sogenannten schwarzen Lishaw, die ihr von Stammesfehden und Raubzügen ausgefülltes Leben unbehindert fortführen. Wissenschaftlich ist noch wenig über sie erkundet; zwei deutsche Forscher, Brunhuber und Schmitz, fanden dort 1909 ein gewaltsames Ende. Bei den südlicher wohnenden Lishaw haben sich chinesische Kultureinflüsse fühlbar gemacht.

Von Yünnan aus haben sich Lishaw in die östlichen Distrikte von Birma verbreitet;[3]) 1911 ist ihre Zahl mit 8487 angegeben. In den Bezirken Myitkyina und Bhamo sind sie als Yawyin bekannt; diese Namen legen ihnen die Kachin bei. Er könnte leicht zu einer

---

[1]) Hodson a. a. O. p. 33; 61.

[2]) Hodson a. a. O. p. 47. Über die Maring-Kleidung gibt die oben p. 117 zitierte Abhandlung p. 10 f. mit Illustrationen Aufschluß; vgl. auch die Tafeln 3 und 14 in Grant Browns Gazetteer.

[3]) Näheres: Arch. f. Anthropologie, N. F. 14, p. 212 f. mit den erforderlichen Literaturangaben.

irreführenden Verwechslung mit den Yao-Stämmen führen, von denen einige Gruppen über die Yünnan-Grenze in den südlichen Shan-Staat Kengtung gewandert sind; unter den verschiedenen auf sie angewendeten Namen ist ebenfalls die Bezeichnung Yawyin. Die Lishaw sind ein Bergvolk, das die übliche Art des Wanderackerbaues betreibt und auch Schweine hält. Ihre Religion ist eine Mischung von Ahnen- und Geisterkult; in der Kultur sind sie von den Chinesen ihrer Umgebung beeinflußt, mit denen sie auch Heiraten eingehen. Die Ehen werden durch einen Vermittler eingeleitet, der Bräutigam hat den Brauteltern eine Kaufsumme zu entrichten. Der Preis der Braut entspricht der Summe, die für ihre Mutter einstmals bezahlt wurde und der in der Familientradition bewahrt wird. Die sexuelle Moral steht wesentlich höher als bei den Kachin.

Ein isoliertes Lishaw-Dorf, Pangsapyi, trafen wir auf dem Weg nach Namhsan; es lag 16 Kilometer von der Hauptstadt des Shan-Staates Hsipaw entfernt und war ehedem eine Palaung-Siedelung gewesen, von der aber kein Haus mehr stand. Die 89 Bewohner waren zur Zeit unseres Besuches (Juni 1911) erst ein halbes Jahr dort; aus ihren früheren, etwas nördlich gelegenen Wohnungen waren sie von der Regierung wegen ihres den Waldbestand schädigenden Wanderackerbaues nach Pangsapyi verwiesen worden, bauten etwas Tee auf dem ihnen zugeteilten Grund und arbeiteten als Kuli in den Teepflanzungen der Palaung. Die Behausungen und die Bewohner machten einen höchst ärmlichen Eindruck; ihrer Überlieferung nach sind ihre Vorfahren vor 200 Jahren aus China eingewandert. Die Männer sind kräftige Gestalten, die Frauen hübsch, mit regelmäßigen Gesichtszügen ohne Schrägstellung der Augen. In Hausbau, Sitten und Tracht verraten sich noch die Beziehungen zur Provinz Yünnan. Das grobe dunkelblaue Baumwolltuch für ihre Gewandung kaufen sie von chinesischen Hausierern. Bei unserem Besuch sahen alle ziemlich abgerissen aus, ihre Verarmung gestattete ihnen keinen Feststaat. Die Männer kleideten sich wie die Yünnan-Shan: dunkelblaue Hose, Jacke und Turban. Die ebenfalls blaue Frauengewandung ist gefälliger: ein tunika-artiges, von einem Gürtel umspanntes Obergewand deckt den Rock bis zu den Knieen, die Beine umhüllen Wadengamaschen. Farbige Stoffauflagen an den Ärmeln belebten bei einigen die dunkle

Gewandfarbe; es fehlte auch nicht an Silberschmuck; am Stehkragen und an der Brust des Obergewandes waren silberne Halskugeln und viereckige Scheibchen als Zierrat aufgenäht; die silbernen Ohrringe waren unterm Kinn durch dünne Glasperlketten verbunden, um den Hals hatten einige die auch bei Palaung und Kachin üblichen Silbertorques. Ein dunkelblauer Turban umschlang



Abbildung 65
Lishaw-Weiber aus der Gegend von Namhkam an der birmanisch-chines. Grenze.

den Kopf; das Haar war in einen losen Knoten gedreht oder in einem Zopf geflochten; bei alten Frauen war es geschoren. Es fiel uns auf, daß etliche Männer und Kinder am Jackenrücken einen, bisweilen zwei Flecke aus weißem groben Stoff aufgesetzt hatten; dies soll nach dem uns gewordenen Bescheid ein Amulett bei Erkrankung, Fieber etc. sein, das der Patient noch einige Wochen nach der Genesung trägt.

Das ursprüngliche Lishaw-Frauengewand, bestehend aus Kittel,

grobem Rock, Wadengamaschen und einem mit Silber oder Kauri verzierten Kopftuch, sieht man noch am obern Salween. Sonst aber haben sich unter den einzelnen Stämmen Verschiedenheiten herausgebildet; fast jeder hat seine eigene Frauentracht. Die lebhafteste Farbenstellung sieht man bei den Frauen der Hua (=blumig) Lishaw; der Name spielt jedenfalls auf ihre bunte Frauenkleidung an. Wir konnten im Basar von Namhkam eine Anzahl Lishaw-Mädchen, die sich im schönsten Feststaat dort eingefunden hatten, photographieren (Abb. 65). Ganz leicht ging es zwar nicht; als sie unsere Absicht merkten, unterbrachen sie ihre Einkäufe und entflohen — wir hatten eine regelrechte Jagd auf sie zu eröffnen und konnten sie schließlich, in eine Ecke eng zusammengedrängt, in der Rückansicht auf die Platte bringen. Nach langem Zureden von Mittelspersonen gelang es, sie zum Umwenden und Stehenbleiben zu bewegen, und dann reichte ihre Geduld sogar noch für eine tadellose Lumière-Aufnahme.

Die Gewandung war aus hell- und dunkelblauem Baumwollstoff; das über Hosen getragene Oberkleid reichte rückwärts bis über die Waden, vorn war es kürzer und von einer Doppelschürze gedeckt, von der die Beiden neben dem mittleren Mädchen die obere Hälfte zurückgesteckt haben. Breite rote Flanellstreifen schmückten die Ärmel. Von der Schürze fällt rückwärts eine lange, breite, verzierte Stoffschärpe nieder. Der Gürtel endigt seitlich in lange, mit Kaurimuscheln verzierte Quasten, über denen die sorgfältig in ein sauberes Tüchlein gehüllte Betelbüchse befestigt war. Silberne Schließen sicherten den Jackenschluß; der Stehkragen war ringsum mit Silbergehängen besetzt. Das schwarze Haar war in einen mit Münzen durchflochtenen Zopf vereinigt und bei einigen Mädchen wie ein Zierrat über den blauen, in bunte Fransen endigenden Turban gelegt. In Gesichtsschnitt und Körperbau waren sie robustere Erscheinungen, als die Frauen des Lishaw-Dorfes bei Hsipaw; Behäbigkeit und bessere Lebensführung sprach wie aus ihrer Kleidung, so auch aus ihren frischen Gesichtern.

X.

Dem Leser, der uns geduldig gefolgt ist, hoffen wir in Wort und Bild, soviel sich auch daran erweitern und vertiefen ließe, eine Völkerschau eröffnet zu haben, die ihm das Auge schärft für

die Bewertung sinnfälliger Merkmale der Kulturentwicklung in jenen Landen zwischen Indien, Tibet, China und Siam. Aus der Erinnerung, die in einem Rundblick die vielen Gesichter zu sammeln strebt, beschwören wir zwei, so dünkt uns, einander völlig wesensfremde Gestalten herauf. Zuerst: die in leuchtender Seide anmutig dahinschreitende lebenskluge Birmanin — sie zieht in Rangoon oder Mandalay hinaus, dem Buddha-Priester, der ihren Mann schreiben und lesen gelehrt hat, die letzte Ehre zu erweisen und mit anzuschauen, wie seine Feuerbestattung sich inmitten eines pomphaften Jahrmarktrummels vollzieht, dem das Grammophon mit den abgedroschensten „Schlagern" zur Weihe jüngsteuropäischer Zivilisation verhilft. Und dann: Hinten im Bergesdickicht, wohin kein Eisenbahnpfiff, kein Ruderschlag schallt, kein knarrendes Ochsengefährt den Weg sichtet, ein Naga-Weib, notdürftig gekleidet und den stumpfen Sinn, den nur der Geisterkult in leise Wallung setzt, auf die Alltagsarbeit eingestellt; die schweren Wassereimer am Rücken, ächzt es zu der mit Büffelschädeln behängten ebenerdigen Bambushütte hinauf.

Welten dehnen sich zwischen diesen beiden britischen Untertanen des birmanischen Reiches. Aber keine abgrundtiefen Klüfte trennen sie von einander. Schritt für Schritt tastend, findet man Übergänge, wenn man wachen Blicks dem beinahe kinematographisch zu beobachtenden Wechsel folgt, wie er sich draußen an den Rändern der verschiedenen Stammeskulturen abspielt. Da vertauscht die Chin- oder Naga-Familie, um leichteren Unterhalt zu erarbeiten, die heimatlichen Höhenwaldungen mit Winkeln im nordwestlichen Irrawaddy-Stromgebiet; sie knüpft nachbarliche Beziehungen zu Kachin und Shan, und die heranwachsende Jugend übernimmt von ihnen gefügig Sprache und Kleidung. Nicht gar lange, und man gewinnt Fühlung mit der birmanischen Ein- und Umwohnerschaft — das ersehnte Niveau ist erreicht, und Verstand und Gemüt werden aufnahmsfähig für den wohlig empfundenen Anprall der mächtigen Kulturwellen vom indischen Westen und vom chinesischen Osten.

So führt der Weg allgemach in die Vorhöfe der Heiligtümer an den Wallfahrtorten des pagodenbesäten Birma... und das mildlächelnde Buddhabild senkt mit seinem flimmernden Glanz Demut und sinnende Ruhe in die Herzen der neuen Verehrerschar, in der ein Ahnen aufdämmert von irdischer Selbstbezwingung und gottähnlichem Menschentum.

Kartenskizze mit Angabe der wichtigsten im Text genannten Stämme. Die Unterstreichung kennzeichnet die Haustypen:

...... Pfostenhaus ——— Ebenerdiges Haus

...... Beide Typen im Gebrauch

(Aus Scherman, Archiv f. Anthropologie **14** (1915), p. 204.)

ANHANG

FRAUENGESÄNGE AUS BIRMA

Von Privatdozent Dr. Kurt Huber (München).

(S. oben p. 59 und 77.)

Die beiden Gesänge, die aus der reichen Scherman'schen Phonogrammsammlung als Proben des birmanischen Frauenlieds in Übertragung mitgeteilt werden, gehören verschiedenen Liedkategorien an. Das reizvolle Reisstampflied der Shan ist ein frischer, volkstümlicher Arbeitsgesang, in dessen Ausführung sich eine Vorsängerin mit dem Chor der Burschen und Mädchen teilt. Kunstvoller gestaltet sich die Liebesklage der Palaung-Sängerin, ein ausgesprochener Sologesang mit reicher Koloratur. Gemeinsam ist den beiden Liedern der formale Aufbau der Melodie. Es handelt sich um Strophengesänge, deren einzelne Strophen Varianten eines einfachen musikalischen Grundschemas darstellen.

Diese strophische Variationenform — die Grundform der meisten birmanischen Lieder aus der Scherman'schen Sammlung — erwächst aus dem Charakter der Texte, die großenteils improvisiert sind. Ein landläufiges Melodieschema wird jeweils den Worten angepaßt, nach Bedürfnis und Belieben in den einzelnen Strophen erweitert, verkürzt, ausgeschmückt, wobei sich Kehlfertigkeit und Phantasie des Sängers reich entfalten können. Die einzelnen musikalischen Liedschemen aber sind sicher mehr oder weniger Gemeingut, wie etwa die Melodieschemen unserer Kouplets, G'stanzln und anderer Improvisationsformen.

Das zweiteilige Strophenschema der Liebesklage wird in schlichtester Weise durch Repetition einer Kadenzformel aus den Tönen b-a(as)-g mit g als Grundton gebildet. Die langgezogenen Kadenztöne sind das Gerippe, das in von Strophe zu Strophe reicher werdender Ornamentik umspielt wird. Derartige Haltetonmelodien beschränken sich in der Scherman'schen Sammlung charakteristisch genug auf die innerbirmanischen Fremdstämme der Karen und Palaung und die vorderindischen Gond,[1]) während die eigenartige Vertiefung des Mitteltons in den Strophen 3—7 zur Gruppe jener chromatischen Alterationen zu rechnen ist, die

[1]) Vgl. Sammlung Scherman, Phonogramm 4, 10, 17.

eines der typischsten Merkmale des vorder- und hinterasiatischen Kunstlieds bilden. Die Vertiefung entsteht hier offensichtlich aus einem Leittonbedürfnis nach dem Grundton g, hat aber zugleich Ausdrucksbedeutung, sofern sie im Verein mit den schluchzenden Haltetönen den Charakter der Liebesklage treffend illustriert. Tonal ruht jedoch die Melodiekadenz auf einem unserem g-Moll verwandten Leiterausschnitt.

Von den sieben Textstrophen sind hier nur die musikalisch bedeutsamsten Abschnitte wiedergegeben (Strophe 2, 3 und 5b). Trotz des mehr rezitativischen Charakters und sehr freier Temponahme ist die Melodie taktlich streng gegliedert. In komplizierter Weise wechseln Zwei- und Viertaktgruppen, selbst wieder in Triolenbildungen unterteilt (die hier im Dreiachteltakt notiert sind), miteinander ab. Es bilden somit je 2 bzw. 4 Takte unserer Übertragung eine — durch Akzente über den Taktstrichen markierte — Takteinheit. Solch komplizierte rhythmische Gliederungen, für das vorderindische Lied typisch,[1]) fehlen in der Vokalmusik des hinterindisch-chinesischen Kulturkreises fast gänzlich. Auf vorderindische Parallelen weist weiterhin die reiche, ausdrucksvolle Ornamentik mit ihrem rein vokalen Charakter, endlich die — in der Übertragung nur angedeutete — feine dynamisch-agogische Schattierung der einzelnen Strophen.

Zweiteilige Strophenform zeigt auch das chorische Reisstampflied. Das erste Glied (A) wird durch bloße Ai-Ai-Rufe gebildet, die der Chor wiederholt; das zweite fungiert als eine Art Abgesang, von der Vorsängerin frei variiert (B_1, B_2 ...). Der Chor wiederholt auf eine eigene stereotype Einleitungsphrase (C) das Ende jeder Strophe refrainartig oder schiebt gelegentlich einen eigenen Abgesang ein. Das Aufschlagen der schweren Reiskolben markiert den einfachen, geradteiligen Rhythmus des hübschen Wechselgesangs.

Die Melodie baut sich — im Gegensatz zur vorigen — auf einer rein diatonischen, im Grunde fünftönigen Durleiter es - (f) - (g) - as - b - c - es auf. Der Ton as ist Dominante, f und g kommen nur als Durchgänge, d überhaupt nicht vor. Mit zwingender Deutlich-

[1]) Vgl. Otto Abraham und Erich M. v. Hornbostel, Phonographierte indische Melodien, Sammelb. der Int. Musikges. V (1903), p. 399 ff. und die Beispiele. Damit vergleiche man die siamesisch-chinesische Rhythmik der von P. I. Mariano (s. u.) veröffentlichten birmanischen Gesänge.

M. M. ♩ = ca. 52

Liebesklage. (Palaung)

2a.
F — rasch — rit.

2b.
p

3a.
F — rasch — F — rit.

3b
mp — accel. — p

5b.
p — guttural — R — RR

MM. ♩ = 120.

Reisstampflied. (Shan)

Vors. A Chor Vors. B1

Vors. B2

Chor C B'2

V. Ch. A B4

Vors. coda. usw.